
Mathilde, oder der Geburtstag des Großvaters.

(Eine Erzählung.)

1.

Der feierliche Schall der Advent-Glocke erklang durch die Morgenluft; allmählig blinkte an einzelnen Fenstern die flimmernde Frühlampe, und bald hatten auf den Gassen die Tritte frommer Kinder der Kirche, die der Feier der Korate-Messe zu-eilten, um für das Morgenopfer ihrer Schlummerentsagung, durch einen bequemen Platz in der heiligen Stätte belohnt zu werden. Da klirren plötzlich auch die Thürangeln eines kleinen Vorstadthauses, das der Frau Seifensiedermeisterinn Sabine angehört, und eine jugendliche, weibliche, kaum winterlich gekleidete Gestalt tritt mit einer kleinen Handlaterne heraus und schreitet, die breiten Schatten des Dunkels erhellend, zur erhöhten Kirche des Frauenklosters hinan, deren lange Fenster von dem Scheine der Kerzen strahlen und den andächtigen Seelen gar trostreich entge-

gen winken. Denn nahe ist der Herr allen, die ihn suchen, und gern bethaut er mit dem Segen seines göttlichen Trostes das Tagewerk derjenigen, die am frühen Morgen ihre Herzen zu ihm erheben. Die Glocken rufen zum letztenmale Jenen, welche Ohren haben zu hören, und bald ist die weite, von zahllosen Lichtern erleuchtete Tempelhalle, und zwar meist mit Personen aus dem Frauengeschlechte, erfüllt; wiewohl darin auch einzelne Männer, worunter sogar einige aus dem kriegerischen Stande, bei dieser Feier des Friedens erscheinen. — Und es beginnt das Opfer der Erlösung, während bei einer, von der herrlichen Orgel begleiteten Melodie herz-erhebende Gesänge zum Himmel strömen und alle Seelen mit dem Vorgefühl der ewigen Freude erfüllen. Sicherlich wiederholen bei dieser Feier die heiligen Engel nicht selten den Friedensgesang, den sie einst bei der Geburt des Herrn anstimmten: »Ehre sei Gott in den Höhen und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!« Denn, wenn irgend auf Erden, so sehen sie hier die ganze fromme Gemeine der Gläubigen zu einem Herzen und zu einer Seele verschmolzen; da alle nach dem Vorbilde des göttlichen Kindes, dem ihre Hymnen tönen, zu Kindern ohne Arglist werden, die freudig wetteifern, einander an andächtiger Liebe zu übertreffen.

2.

Es hat sich aber jene weibliche Gestalt, die uns durch ihre Handlaterne auffiel, in dem Gewirre der Volksmenge dergestalt verloren, daß wir wohl schwerlich wieder etwas von ihr erführen, wenn nicht ein sogenannter Zufall, der oft diejenigen, die sich am verborgensten wähnen, wider Willen entdeckt, die Aufmerksamkeit einiger Beobachterinnen gefesselt hielt, die zu ihrem großen Erstaunen, die, ihrer Sittsamkeit wegen, von männiglich geachtete Mathilde in einem etwas abgelegenen Kirchenstuhle mit einem jungen Kriegermanne, wiewohl nur wenige Minuten hindurch, ganz freundlich flüstern sehen, und an dieser Vertraulichkeit, zumal in der heiligen Adventzeit, nicht geringes Ärgerniß nehmen, auch sich, wie man zu sagen pflegt, ihren Theil dabei denken. Sie wollten sogar vermeinen, es sei dieß heute nicht zum ersten Male geschehen; und aus dem, was sich sogleich ergibt, müssen wir etniger Maßen schließen, daß sie auch so ganz Unrecht nicht haben mögen, und daß dieses unschickliche Zusammentreffen bereits zu solchen Ohren gekommen ist, die sonst nicht geneigt sind, das Ge- rede der Leute aufzunehmen. Denn plötzlich steht eine ganz ehrwürdige Matrone, von einem jungen Manne, ihrem Sohne begleitet, vor dem Kirchenstuhle; und da diese gewöhnlich nicht die letzten in der heiligen Stätte sind, schreiben wir ihr heutiges

späteres Eintreffen nicht sowohl dem Zufall als prüfender Neugier zu, die vielleicht sich überzeugen will, ob etwas Wahres an dem Gerede sei; denn warum ihnen daran gelegen war, werden wir im Verlauf dieser Erzählung zur Genüge erfahren. Mathilde hat jedoch kaum die wohlbekannte Frau erblickt, als sie ihr dienstfertig und nicht ohne einiges Erröthen den Platz im Kirchenstuhle überlassen will, welche Gefälligkeit jedoch mit sichtbarem Unwillen verschmäht wird. Da die Weigerung anhält, verläßt Mathilde ihre Stelle und verliert sich im Gedränge und erst hierauf nimmt die Matrone Besitz von der verlassenen Stelle, kann aber diesmal so wenig als Herr Sebastian, ihr Sohn, sich zu andächtigem Gebete sammeln.

3.

Die Korate-Messe war vollbracht und die heilige Stätte allmählig leer geworden. Nur wenig auserwählte Seelen blieben daselbst im Innern gesammelt, die einer stillen Morgenbetrachtung im Angesichte des Herrn abwarteten und ihr Herz stimmten, um das von dem göttlichen Willen ihnen angewiesene Tagewerk zu seiner Ehre und ihrem eigenen Seelenheile zu beginnen. Unter diesen wahren Israelitinnen, die den Manna-Thau des Friedens vor Sonnenaufgang einsammeln, sehen wir aber nicht ohne einige Verwunderung auch die ver-

urtheilte Mathilde, die ganz einsam an der Stufe des Muttergottes - Altars kniet, und so ganz in Empfindungen der Andacht vertieft scheint, daß wir fast an ihr irre werden. Aus ihren oftmaligen Seufzern sind wir geneigt zu glauben, die Bürde ihres Herzens müsse nicht gering seyn und hoffen wohl auch, Einiges davon zu erfahren. Bis jetzt wissen wir bloß, daß sie eine arme Waise ist, die bei ihrem lieben, aber ziemlich armen Großvater (denn seine ganze Habe besteht in wenigen hundert Gulden, die er auf das Haus der Madame Sabine angelegt hat), aufgewachsen ist, dem sie nun mit großer Treue und gleichsam als Magd die Wohlthaten vergilt, die er seit ihrer frühen Kindheit ihr erwiesen hat. Daher mag vielleicht auch die Sorge für ihre Zukunft ihr am Herzen nagen; denn der Greis, der übermorgen seinen achtzigsten Geburtstag feiert, erfuhr bereits einige leichte apoplectische Anwandlungen, und kann seit längerer Zeit das Zimmer nicht mehr verlassen. Mitten durch die schwermüthigen Züge, die sich auf dem Angesichte der stillen Veterinn aussprechen, blickt friedliche Sanftmuth hindurch, die das Ganze zu einem heitern Ernst verschmilzt. Also kniet sie und betet um so ungestörter fort, als der Altvater noch des friedlichen Schlummers genießt und ihrer Hülfe erst später bedarf; und es ist bereits heller Tag

geworden, als sie mit ziemlicher Ruhe im Herzen, dem Hause zugehrt.

4.

Nichts geht über eine feierliche Morgenandacht, pflegte ein Alter zu sagen. Gleichwie der liebe Gott das Del des Friedens in das Herz derjenigen gießt, die ihn am frühen Morgen suchen, und dieser Friede eine süße Freundlichkeit über ihren ganzen Tag verbreitet: also ergießt der Teufel den Essig der Zwietracht und Bitterkeit in die Herzen derjenigen, die, um Gott unbekümmert, den Frieden seiner Kinder weder ahnen noch verlangen; und zehnmal mehr mühen sich diese bei ihrem Tagwerke ab, als die stillen Kinder des Friedens, ohne so viel gesegnete Früchte von ihrer Arbeit einzuernten. Zu diesen Kindern des Friedens gehört aber unstreitig auch der junge Mann, der nebst seiner Mutter der Korate-Messe beigewohnt, wie wohl er über den Anblick der Jungfer Mathilde und ihres, wie es nun klar am Tage lag, — nicht zufälligen Zusammentreffens mit dem Kriegesmanne, einen guten Theil seines Friedens eingebüßt hat. Er öffnete eben seinen Kramladen, worin Leinwand und Zwirn aller Gattungen um billige Preise zu kaufen sind, als die junge Nachbarinn vorübergeht. Sehr betroffen bei ihrem Anblick, sieht er ihr besinnungslos ins Angesicht, ohne ihr diesmal wie

gewöhnlich einen freundlichen Morgengruß zuzuwinken; Mathilde aber senkt den Blick zu Boden und schreitet in sehr ernstern Gedanken ihrer nahen Wohnung zu. Da wir nicht genau wissen, wie es mit jener Zusammenkunft sich verhält, und ob ihr nicht vielleicht eine fromme Absicht, oder, wie es wohl auch möglich wäre, eine künftige Ehe zum Grunde liegt, so wollen wir die junge Mathilde weder geradezu für schuldig noch für unschuldig erkennen; können aber, wenn sie nicht sehr rechtmäßige Gründe zu ihrer Entschuldigung hat, den Leuten nicht Unrecht geben, die eine Zusammenkunft dieser Art in der heiligen Stätte wenigstens für höchst ungesziemend halten. Auch bleiben die Folgen ihr keineswegs aus; und schmerzlich fühlt sie bereits als erste derselben, daß sie die Achtung des sehr biedern und gottesfürchtigen Herrn Sebastian Zwirner dadurch verloren hat, dessen Herzen sie, wie es ihr seit längerer Zeit dünkte, nicht gleichgültig ist.

5.

Ganz leise öffnet sie die Pforte des Hauses und findet Madame Sabine, eine noch ziemlich junge Witwe, bereits in voller Arbeit begriffen. Der Anblick der Hausfrau ist eben nicht geeignet, ihre Stimmung zu erheitern; denn zwischen beiden walteten seit längerer Zeit Mißverhältnisse, deren Grund wir bald hören werden, und zu welchen

zwar Mathilde mit Wissen und Willen nichts beigetragen, die aber dessen ungeachtet mit jedem Tage ärger werden. Bei dieser unwillkommenen Begegnung also ruft Mathilde ihre ganze Freundlichkeit aufs Angesicht und begrüßt sie etwas ängstlich mit dem holden Friedensgruße: Gelobt sei Jesus Christus! Diese aber gibt ihr höhnisch lächelnd zur Antwort: Ei, Jungfer Mathilde, ihre Andacht hat heute lange gedauert! Glaubt sie etwa, man wisse nicht warum? . . . Arme Märrinn, es wird doch nichts d'raus! — Mathilde entfärbte sich, ob auch an derlei Mißhandlungen gewöhnt, dennoch für dießmal und spricht nicht ohne alle Verlegenheit, die Thür der Wohnung aufschließend: Aber mein Gott, was habe ich Ihnen denn schon in aller Frühe zu Leide gethan? Ich verstehe nicht, was Sie wollen! — Madame Sabine antwortet ziemlich leise hierauf, doch laut genug, daß die Betroffene jedes Wort genau vernimmt: Warte nur, du sollst mich schon verstehen lernen, du Heuchlerin!

6.

Ein guter Theil des Vormittags war verfllossen; Mathilde war ausgegangen; der Altvater Kilian aber saß einsam in der etwas dunkeln, mit armen Möbeln aus der Vorzeit garnirten, und mit andächtigen Bildern in schwarzen Rahmen behängten Stube des niedern Erdgeschosses und las seiner Ge-

wohnheit nach, in dem Leben und Leiden Christi; denn dieß war seine Beschäftigung und seine Freude seit vielen Jahren. Man sah es dem alten und salbungreichen Buche an, daß er es oftmals mußte durchgelesen haben. Und so war es auch; und immer hatte er sich gefreut, dasselbe wieder von vorne anzufangen; wesswegen ihm auch kein Umstand aus dem Leben des göttlichen Heilandes unbekannt war, worüber er sich oftmals mit seiner Enkelinn besprach, die er wie seinen Augapfel liebte. Sie war das einzige Kleinod, das ihm von einer zahlreichen Familie übrig war. Es las aber der Altvater so eben mit frommer Nührung das Kapitel von der Abreise der allerseligsten Jungfrau mit ihrem heiligen Bräutigam Joseph, und von der großen Noth, die sie nach so beschwerlicher Reise erlitten, als sie keine Herberge fanden zu Bethlehem, und in der strengen Winterszeit zu einem armen Stalle ihre Zuflucht nehmen mußten. Das Geheimniß war auf die rührendste Weise abgemalt, und der Altvater wurde durch die andächtige Betrachtung desselben zu himmlischer Sehnsucht angeregt, so daß man ihn nicht unfüglich dem Greise Simeon vergleichen konnte, der nach dem Augenblicke seute, das Heil und Licht der Völker zu schauen. Nur Eins hätte er noch gern erlebt; und dieß Eine war, seinen Enkel Rudolph noch einmal in diesem Leben zu sehen, der den Zügel seiner etwas strengen Erzie-

hung abgeworfen hatte, und den sein von Kindheit auf abenteuerlicher Sinn nun, wer weiß wo, in der Welt herumtrieb. Seit vielen Jahren hatte er nichts von ihm vernommen, und er erwartete heute seinen alten Freund und Beichtvater, den Pater Ambrosius, dem es nach vielen Bemühungen gelungen war, durch seine Ordensbrüder in einem fernen Lande die Spuren desselben zu entdecken, und der ihm versprochen hatte, ihn bald mit Nachrichten zu erfreuen.

7.

Die fromme Betrachtung des Greises wird plötzlich auf unangenehme Weise gestört. Madam Sabine tritt freundnachbarlicher Weise ein, um ein weibliches Geräthe auszuborgen, dessen sie nicht bedarf, das aber, wie sie nicht unrecht vermuthet, unter den Schlüsseln der Enkelinn verwahrt liegt; weßhalb auch der Greis sie ganz friedsam bescheidet, ihre baldige Rückkunft abwarten zu wollen. Auf ihre Anfrage, wo Mathilde hingegangen, erfährt sie, was ihr ohnedieß bewußt sei, sie wäre um diese Zeit immer im Frauenkloster, die Blumenstickerei zu erlernen. Da verwundert sich die Hausfrau über die Maßen, daß der alte Kilian so unbesorgt seyn, und eine so junge Person tagtäglich allein könne ausgehen lassen, ohne sich um ihr Thun und Lassen näher zu erkundigen. — Ihr habet so viel Un-

glück in Euerer Familie erlebt, und seid noch nicht klug geworden! Seht nur zu Herr Kilian, daß das Kind nicht vollends Euer graues Haar mit Gram unter die Erde bringt; denn die Welt ist heut zu Tage arg, und wie leicht kann ein so unerfahrenes Mädchen ein Mißgeschick treffen! — Der Altvater legt bei solchen Worten seine Brillen zur Seite, sieht die Hausfrau bedenklich an und spricht nicht ohne Ärger: Seien Sie nur ruhig, Madam Sabine! ich kenne meine Enkelinn; Mathilde ist längst kein Kind mehr, und eher würde ich an den Einsturz Ihres Hauses glauben, als nur einen Augenblick an ihrer festen Tugend zweifeln. — Ich weiß wohl, gibt Madam Sabine zurück, daß man Euch ans Herz greift, wenn man das Püppchen scheel ansieht; denn Ihr seid der Einzige, der nicht weiß, was der ganzen Vorstadt kundig ist, die überall mit Fingern auf sie deutet! — Den Altvater wollte die Fassung verlassen. — Was sagen Sie da, Madam? fragte er sie beinahe zornig. — Ich sage Euch die Wahrheit; und ich will Euch nur das Herz nicht schwer machen, sonst könnte ich Euch Dinge erzählen, daß Euch die Ohren gellen sollten! — Der Altvater überwand sich mit Mühe; aber er überwand sich und sprach mit einiger Kälte: Es ist schön von Ihnen, Madam Sabine, daß Sie so große Nächstenliebe haben; | denn ich bin ein alter Mann und habe nicht mehr lange zu leben; weiß

wegen es mir auch ziemlich gleichgültig ist, was ich noch, zumal Böses erfahren könnte. — Nun, wie Ihr wolle; ich habe Euch nichts zu Leide thun wollen; aber es war wenigstens Christenpflicht, Euch aufmerksam zu machen. — Also sprach sie, und ergriff die Klinke der Thür, um sich hinaus zu begeben.

8.

Die letzten Worte spannten wirklich die Aufmerksamkeit des Greises, der sie zurück rief. Es schien, als hätte sie das erwartet und überhaupt den Pfeil nur angezogen, um dann desto sicherer ins Herz zu treffen. Nun, sprach sie, Ihr woltet ja nichts wissen! — Es ist mir nicht um mich zu thun, gab er zur Antwort, aber der gute Ruf meiner Enkelinn geht mir nahe; denn er ist all' ihr Hab' und Gut; und so liegt mir daran, wenigstens etwas von dem Gerede der Leute zu hören, damit ich sehe, wie der Sache abzuhelfen ist; denn gewiß hat Mathilde sich nichts zu Schulden kommen lassen, weil ich weiß, daß sie ohne mein Vorwissen nichts thut! — So! sprach die Erbitterte hierauf; also mit Euerm Vorwissen gibt sie Ärgerniß in der Kirche und stiftet Uneinigkeiten in den Familien! — Das ist nicht wahr! antwortet trocken der erzürnte Greis; und nehmen Sie mir's nicht übel Madam, es ist nicht fein von Ihnen, daß Sie hier hereinkommen, um das fromme Kind bei mir zu verschwärzen! — Eine

saubere Frömmigkeit das! fuhr die Sprecherinn fort: da hat sie durch ihre Frömmelci dem jungen Zwirner den Kopf dermaßen verdreht, daß er nun eine ehrsame Person sitzen läßt, der er gleichsam die Ehe schon versprochen hat, und die, obschon sie weder heuchelt noch schmeichelt, doch gewiß zehn Mal mehr werth ist als sie. Der arme junge Mann geht wie ein Schatten umher, ißt und trinkt nicht, und als endlich seine Mutter vor lauter Mitleid ihm nachgibt, und sich herbei läßt, die saubere Jungfer Mathilde näher zu beobachten, findet sie sie, — stellt Euch nur vor: — in einem Winkel der Kirche mit einem Officier! Ich hoffe, das hat den Herrn Zwirner von seiner Herzenskrankheit auf immer curirt! — Ist das wahr, was Sie mir da sagen Madam! fragte der Greis, immer heftiger zitternd. — Ich werde doch wohl nicht hierher kommen, um Euch etwas vorzulügen; es weiß es ja die ganze Vorstadt, denn die saubere Geschichte hat kein geringes Argerniß und Gelächter im Hause Gottes erregt! — Haben Sie es selbst gesehen? — Ihr seid sehr hartgläubig! Freilich ist es auch kein Spaß, so aus einmal aus seinen Himmeln herabzufallen; aber fraget nur den nächsten besten, der heute in der Morate-Messe war, und Ihr werdet Alles haarklein erfahren. Ich könnte Euch noch mehr sagen, wenn ich Eurer nicht schonen wollte. — Der Greis sah wie vernichtet zu ihr auf. — Wo glaubt Ihr, Herr

Kilian, fragte sie, daß Euere Mathilde in diesem Augenblicke ist? — Ich sagte es Ihnen ja: im Frauenkloster! — So! sprach sie: glaubet Ihr das? Ich will es Euch nicht sagen, fraget sie nur selber darum, wenn sie heim kommt, Ihr werdet Euere Freude erleben! — Der Altvater sank wie ohnmächtig in seinen Lehnstuhl.

9.

Es war ziemlich spät geworden als Mathilde mit der mäßigen Flasche alten Weines und einigem leichtem Backwerk aus dem Kloster zurückkehrte, das die wohlthätigen Klosterjungfrauen dem Altvater Kilian, zu besserer Pflege seines Alters, durch sie zu senden pflegten. Die Harmlose hatte sich über den Verdruß des Morgens einiger Maßen erheitert und schritt ziemlich fröhlichen Angesichtes der Wohnung zu, ohne den Austritt nur von fern zu ahnen, der ihr bevorstand. Aber wie sehr erschrock sie bei dem Anblick des Großvaters, der wie vom Schlagflusse gelähmt schien, und sie diesmal nicht mit dem gewöhnlichen Friedensspruche: Grüß dich Gott, Mathilde! empfing, sondern sie mit Blicken ansah, worin die zarteste Liebe dem strengsten Schmerz gewichen war. — Um Gotteswillen, was ist Euch, lieber Großvater! rief sie zitternd. Habet Ihr wieder einen Anfall gehabt, oder hat Euch jemand Leides gethan? — Bei der weichklingenden Stimme der Enkelinn schien die Eisrinde, die sich um das Herz des Altvaters ge-

zogen hatte, gleichwohl in etwas aufzuthauen und sammt den Vorsätzen, die er indessen gefaßt hatte, sich aufzulösen. Nein, sprach er, es ist nicht möglich! — Mathilde drang bittend in ihn, sich ein wenig zu erquicken; der Greis aber fragte in strengem Tone: Sag mir vorerst Mathilde, wo kommst du her? — Geraden Weges aus dem Frauenkloster. — Warst du nirgends sonst? — Mathilde erröthete. — Gerechter Gott, sprich, wo warst du? Und mit wem hast du heut in der Morate-Messe gesprochen? — Die Enkelinn zitterte und wollte seine Hand erfassen; er zog sie zornig zurück und sprach: Gib mir Antwort! — Lieber Großvater, ich bitte Euch, fasset Euch doch nur; ich will Euch, Gott weiß es, nicht belügen; aber ich kann Euch heute nicht antworten! — Nenne mich deinen Großvater nicht mehr, du Heuchlerin! Ach Gott, was muß ich noch erleben! Das also ist deine Advent-Andacht! — Lieber Großvater, geduldet Euch doch nur bis zu Euerm Geburtstage, Ihr sollt ja Alles erfahren! — Ich weiß schon mehr als genug, und verlange nichts mehr zu wissen. Fort aus meinen Augen und komm mir nie wieder zu Gesichte!

10.

Mathilde schluchzte heftig und auch dem Greise traten schmerzliche Thränen in die Augen, sobald sie das Zimmer verlassen hatte. Denn sie hatte sich, um den Unwillen des Großvaters nicht aufs Höchste zu bringen, in die Hausflur entfernt, wo sie in bit-

tere Thränen ausbrach. Da trat aber wie von ungefähr Madam Sabine hinzu, und sprach sehr trostreich: Was weint sie denn, armes Kind? Ist ihr ein Unglück widerfahren? Ja, so geht's! Komm sie einstweilen zu mir herein; ihr Großvater wird schon wieder gut werden; es ist ja ein Spectakel, so zu weinen! — Nun wußte die Arme mit Sicherheit, von wannen der Schlag herkam, und sprach sehr bewegt: Madam Sabine, ich verzeihe Ihnen von Herzen Alles, was Sie mir seit langer Zeit Leides thun; aber nur Gott kann Ihnen verzeihen, was Sie meinem armen Großvater anthun, der Sie doch in keinem Stück beleidiget hat! — Die ehrsame Hausfrau hatte bereits die Antwort auf der Zunge, als Pater Ambrosius eintrat, der die Weinende verwundert ansah und fragte: Was ist dir, Kind Gottes? Was weinst du? Ist deinem Großvater etwas zugestoßen? — Ach ja wohl, ehrwürdiger Herr, sprach die Bernichtete; ich bitte Sie um Gottes willen, besänftigen Sie ihn doch; Euer Ehrwürden werden schon hören, warum er über mich aufgebracht ist!

11.

Wie eines freundlichen Engels, war die Erscheinung des friedfertigen Priesters bei dem Greise, der kein Geheimniß vor ihm hatte, und ihm die gerechte Ursache seines Unwillens erbrterte. Aus der Art aber, wie der Pater den Gram von seinem

Herzen wälzte, wollte es den Altvater beinahe bedünken, als sei dieser in Mathildens Geheimniß eingeweiht. Es ist freilich schlimm, sprach er, sehr schlimm; und wer hätte hinter der sonst so sittsamen und frommen Jungfer Mathilde derlei Heimlichkeiten vermuthet! Indessen muß man bei solchen Dingen auch bedenken, was die Schrift sagt: »Nichtet nicht vor der Zeit!« Denn Ihr könnet ja nicht wissen, was hinter der Geschichte ist; es gibt oft so verwickelte Fälle im menschlichen Leben! Und wer sagt Euch, ob nicht eine ganz ehrbare Ehe im Hintergrunde steht; oder ob es nicht sonst ein Geheimniß ist, daß sie mit aller Sorgfalt verschweigen muß! — Sie hat, sprach der Greis hierauf, noch nie Geheimnisse vor mir gehabt, und weiß auch, daß es mein Wunsch ist, sie vor meinem Tode versorgt zu sehen. Wären die Umstände unsträflich und ihr Gewissen rein, so hätte sie mir gewiß Alles mit ihrer gewöhnlichen, kindlichen Unbefangtheit erzählt; diese Heimlichkeiten aber zwingen mich zu schließen, daß sie auch andere Dinge vor mir verhehlt hat! — Sie hat Euch ja aber versprochen, an Euerm Geburtstage Euch Alles zu erzählen; darum würde ich, wenn ich wäre wie Ihr, diese kurze Zeit noch in ruhiger Geduld abwarten; denn wer weiß, ob sie nicht ihr feierliches Wort gegeben hat, bis dahin zu schweigen? Wäre aber das der Fall, wie es leicht möglich ist, so bedenket wohl, was die Schrift aber:

mal sagt: »Der Zorn des Mannes wirkt die Gerechtigkeit Gottes nicht!« wie Ihr wohl aus trauriger Erfahrung wisset. Oder wollet Ihr das arme Kind durch Euere Hize und Drohungen eben so von Euch vertreiben, wie Ihr Euern Enkel Rudolphy von Euch vertrieben habet, der Euch nun Herzeleid genug macht, da Ihr nicht wisset, wo er nunmehr in der Welt umher irrt? —

12.

Der Greis seufzte tief bei den Worten und sprach: Sie haben Recht, Pater Ambrosius; ich bin ein alter, und leider noch nicht gebesserter Sünder! Ich habe mir so oft, und in dieser Adventzeit ins besondere vorgenommen, die Sanftmuth unsers göttlichen Heilandes nachzuahmen; aber bei diesem Vornehmen ist es leider immer stehen geblieben; Ich gebe Euer Ehrwürden aber jetzt mein Wort, daß ich geruhig abwarten will; und es ist mir leid, daß ich das gute Kind vielleicht ungerecht betrübt habe. Aber sagen Sie mir, haben Sie denn seit dieser Zeit nichts von ihm erfahren? — Freilich habe ich, sprach Pater Ambrosius; und das war ja eigentlich die Absicht, warum ich zu Euch gekommen bin! — Bei diesen Worten war aller Gram von dem Angesichte des Großvaters verschwunden und er sprach tief gerührt: Mein Gott, so hast Du denn mein unwürdiges Gebet für ihn doch nicht verschmäht! Wie ergeht es ihm denn? Erzählen Sie doch! — So

viel ich weiß, sehr gut! antwortete Pater Ambrosius; und es ist ihm sehr leid, durch seine Unbesonnenheiten und seinen Ungehorsam sich Euern Zorn zugezogen zu haben, wie Ihr aus diesem Briefe mit Mehrerem ersehen könnet.

13.

Der Greis las zitternd vor Freuden den Brief, den sein Enkel Rudolph ihm aus der Ferne geschrieben, und theilte der erstaunten Mathilde, die Pater Ambrosius herein gerufen und mit dem Großvater versöhnt hatte, die erfreuliche Nachricht mit, Rudolph lebe, es ergehe ihm über alle Maßen wohl, und er werde vielleicht nächstens eintreffen! — Während aber hier drei Herzen und zwar jedes aus einem andern Grunde, der Freude sich überlassen, überläßt in der Nachbarschaft ein Herz sich großer Traurigkeit; und die Matrone, die in der Korate-Messe die Stelle der dienstfertigen Mathilde eingenommen hatte, vertritt nun bei ihrem Sohne die Stelle des friedfertigen Ambrosius, obschon nicht mit gleichem Erfolg; denn nichts will diesem zum Troste gereichen. Längst hat die betagte und geschäftsmüde Witwe dem Sohne angelegen, sich zu verhehlichen, damit sie einmal das Handlungs-geschäft ihm gänzlich übergeben und ihre noch übrige Lebenszeit in stiller Zurückgezogenheit, zu ihrem Heile und auf die letzte Ankunft des Herrn sich vorbereiten könne, daß sie nicht vom Tode wie von einem

Diebe in der Nacht überrascht würde. Auch hatte sie dem Sohne bereits mehrere Ehestandscandidatinnen, worunter Madam Sabine nicht die letzte war, wiewohl fruchtlos, vorgeschlagen; denn seine Neigung ist, wie er es der Mutter frei und offen bekant hat, auf Mathilde verfallen; und große Betrübniß erfüllt nun sein Herz, in der sittsamen Jungfrau nur eine falsche Heuchlerin zu erkennen. In dem Augenblicke aber tritt Madam Sabine, in einem neuen, mit Fuchspelz verbrämten Winterkleide ein, und braucht noch einen Kleinen Restleinwand, bei welcher Gelegenheit sie sehr grazios erzählt, was man Alles erleben muß; wie der alte Kilian endlich auch die Zusammenkunft seiner sauberen Enkelinn in der Korate-Messe erfahren, und darüber beinahe von Sinnen gekommen sei; ja er hätte sie, wosern das Mädchen sie nicht gedauert, und sie die Sache nicht vermittelt hätte, vielleicht für immer verstoffen.

14.

Sieh mein Sohn, sprach Madam Zwirner zu ihrem Sohne, sobald die junge Witwe sich entfernt hatte, was ich dir immer sagte; ob das nicht ein Weib für dich wäre? — Mutter, gab Herr Sebastian zur Antwort, ich habe Ihnen zu Liebe schon einmal versucht, mich hierinfalls zu überwinden und Ihnen nachzugeben; Sie haben aber gesehen, daß es nicht ging; und wer wird Aends in der Advent-

Zeit ans Heirathen denken! Eine Ehe braucht Bedenkzeit! — Das war immer dein letztes Wort bei allen, die ich dir vorgeschlagen habe. Du mußt doch auch bedenken, daß ein Kaufmann immerhin ein wenig zusehen darf, daß er einiges Geld erheirathe, wenn er seinen Handel nicht will einschlafen lassen! — Mich bedünkt, liebe Mutter, man müsse Gott auch für Weniges danken, und vor allen Dingen genügsam seyn lernen; dazu macht auch ein reiches Weib große Anforderungen; und ein frommes und einfaches Herz ist, wie Sie selbst oftmals gesagt haben, ein reicher Schatz. — Fehlt es etwa der Madam Sabine an einem guten Herzen? Hast du nicht gehört, wie sie sich für die strafmäßige Mathilde verwendet hat? — Ihr Wort in Ehren, liebe Mutter; aber Sabine ist die Erste, die mir einigen Trost gebracht hat; denn seit ich sie hörte, fange ich an, an Mathildens Unschuld zu glauben. — Ich sehe wohl, mein Sohn, daß die Leidenschaft dich noch immer verblendet! — Fürchten Sie nichts, liebe Mutter; denn trotz meines Gefühles, das vielleicht richtiger sieht als meine Augen, werde ich nichts gegen Ihre Ehre thun; wäre sie auch noch so unschuldig: ein, zumal armes, Mädchen muß seinen Ruf rein und unbesleckt erhalten. Darum, wie wehe mirs auch thut, Mathilde und ich bleiben geschiedene Leute. Meine Meinung aber

hinsichtlich der Seifenfederinn kennen Sie. — Du thust dem guten Weibe sicherlich Unrecht! — Es kann seyn, liebe Mutter; aber da Sie meinen, ich habe mich in Mathilde geirrt, so darf ich doch wohl auch meinen, Sie könnten sich in der Madam Sabine irren; und darum bitte ich Sie liebe Mutter, nichts mehr von dieser Sache zu sprechen!

15.

Kein Mensch empfindet die Wahrheit des heiligen Schrift-Textes besser als ich, sprach Urvater Kilian zu seinem geistlichen Freunde Ambrosius, der am folgenden Abend gekommen war, ihm Glück zum morgigen Geburtstage zu wünschen. »Große Mühseligkeit ward für alle Menschen geschaffen, und ein schweres Joch lastet auf allen Adamskindern von dem Tage ihrer Geburt an bis zum Tage ihrer Begräbniß;« das empfinde ich mit jedem Tage schmerzlicher! — Es antwortete ihm aber der Vater: Mein guter alter Freund, vergesset nur nicht, daß diese Worte in der Zeit des alten Bundes ertönten, wo unser Leben noch nicht geboren war, auf dessen nahe Geburtsfeier alle Christenherzen sich freuen, weil er alle unsere Mühsale auf sich genommen hat, und statt jenes schweren Joches uns Sein sanftes Joch und seine süße Bürde anbietet. Seit dieser Zeit dürfen wir uns Glück wünschen, daß wir geboren wurden, weil der Herr unser Joch erleichtert hat, und uns für die geduldige und liebevolle Extra-

gung desselben und für die geringen Mühsale dieses Lebens ewige Ruhe und Glückseligkeit verheißt. — Das ist freilich wahr, schloß der Alte, und ist auch fürwahr mein einziger Trost; denn der Mensch müßte unter dem Druck des Lebens verzweifeln und erliegen, wenn der Herr sein Joch nicht einigermaßen versüßt hätte. O wüßten Sie nur! — Er wies mit der Empfindung des lebhaftesten Schmerzes auf das anstoßende Kämmerlein, wo Mathilde ganz still an ihrem Arbeitstischchen saß und eilig die Zeit benützte, um eine Schlafmütze vollends fertig zu machen, womit sie den Großvater morgen, an seinem Geburtstage, überraschen wollte.

16.

Mathilde überdachte während ihrer Arbeit das Capitel, das sie den Tag zuvor in dem Leben und Leiden des Herrn von der Erwartung der allerseligsten Jungfrau gelesen hatte, als ihr heiliger Bräutigam Joseph sie hatte heimlich entlassen wollen und wie schmerzlich die gebenedeite Jungfrau die Zeit erwartete, wo der Herr das heilige Geheimniß ihm mittheilen und die Wahrheit offenbaren würde. — Zwar war es dem Pater Ambrosius, der allein um Mathildens Geheimniß wußte, gelungen, das Verlangen des Großvaters nach Aufschluß, noch bis zu seinem Geburtstage zu mäßigen und beide bis dahin friedlich hinzuhalten; allein es gibt Vorfälle, die das Gemüth des friedfertigsten Menschen zu Arg-

wohn und Ärger aufregen, und ein Vorfall dieser Art hatte gestern sich ereignet und das kaum gestiftete Gebäude des Friedens abermal zertrümmert. Wer sollte es glauben; der junge Nachbar, der so ernstlich sich vorgenommen, ihrer nicht weiter zu gedenken, hatte trotz dieses festen Vorsatzes dennoch die Korate-Messe kaum erwarten können, um wenigstens zu sehen, ob jenes Einverständniß noch fortbestände, das, wie Madam Sabine versicherte, schon die ganze Advent-Zeit hindurch gedauert hatte. Aber keine Mathilde war gestern und heute erschienen; sie hatte seit jener Zeit das Haus nicht verlassen. War sie krank geworden, oder war ihr sonst ein Unfall begegnet? Freundschaftlicher Nachbarlichkeit war es doch wohl erlaubt, ja es bedünkte sie sogar billig und christlich, dießfalls einiges Nähere zu erfahren, um im Fall der Noth Hülfe anzubieten. — Aber wie zu Nachrichten gelangen? Der Frau Seifensiedermeisterinn hatte man Gründe, nicht zu trauen. — Da fanden sich zufällig (o was findet der Mensch nicht Alles zufällig, wenn es gilt, sein Herz zu beschwichtigen!) kleine Geschäfte abzu thun, wegen welcher man oftmals an dem Hause, wo Mathilde wohnte, vorüber gehen mußte; und man blieb, zwar nicht zufällig, an den Fenstern stehen und guckte ziemlich lange in das Zimmer des Erdgeschosses; wohl aber wurde man mehr als Ein Mal zufällig von dem alten Kilian erblickt, der

endlich darüber in Ärger gerieth, die Enkelinn fragte, was das bedeuten solle, und seines Versprechens vergessend, ihr eine sehr ernste Strafrede hielt, worin er behauptete, Madam Sabine habe vollkommen wahr gesprochen und mit der Drohung schloß, er wolle seine letzten Lebenstage im Hospitale beschließen; worauf Mathilde nur mit bitteren Thränen antwortete und ihre Aufmerksamkeit für den Großvater verdoppelte, der es ihr zu ihrem großen Mißtroste untersagte, die Korate-Messe ferner zu besuchen.

16.

Also standen die Sachen, als Pater Ambrosius einkehrte, die über seine Erscheinung sehr erfreute Mathilde mit einem geheimnißvollen Blicke verständigte, und aufs neue Frieden vermittelte. Noch bis zum späten Abend besprach er sich mit dem Altvater und bewies auf dessen Klagen ihm sehr bündig, daß das Leben dem Menschen nicht zum Scherz, sondern darum verliehen wurde, damit es Früchte der Geduld und Heiligung trüge; zumal aber solle derjenige, der den Gipfel des Lebens bereits erstiegen habe, sich hüten, die Krone seiner Verdienste am Ziele durch Ungeduld zu verlieren. Während des Gespräches aber ward die Dunkelheit plötzlich erhellt; der Greis blickte auf; da standen auswendig vor dem Fenster Windlichter, und eine liebliche Musik begann überaus anmuthig zu den Ohren des

X.

erstaunten Aftvaters zu tönen, der den Pater fragend ansah. Dieser aber öffnete kaum den Mund, zu sprechen, als ein junger Officier in das Zimmer stürzte, in die Arme des Greises eilte und in großer Freude ausrief: Lieber Großvater! — Gott lasse Euch viel Glück zum Geburtstage erleben! Der Greis zitterte heftig und sprach: Mein Gott! Rudolph du! Mathilde! Gott sei gepriesen!

Lösen die Strahlen der Morgensonne die schwarzen Nebel auf, die den waldgrünen Berg verfinsternd umschleiern, so sinkt dieser als perlender Thau hernieder, dessen Glanz die anmuthige Grüne neu erfrischt, die dann um so schöner im Lichte der Sonne strahlt. Auf gleiche Weise erhöht der Nebel der Verleumdung, wenn die sonnenklare Wahrheit ihn aufgelöst hat, die Schönheit der duldenden Unschuld, begabt sie mit neuer Anmuth, und flößt zarte Theilnahme für sie ein. Dieß trifft heute bei der tief gekränkten Mathilde ein, die ihr Geheimniß nicht hatte verrathen dürfen, um die schönste Blume in dem Freudenkranze nicht zu verderben, der den Geburtstag des Großvaters krönen sollte. — Schnell wie ein Lauffeuer hatte noch an demselben Abende die Nachricht sich verbreitet, der Enkel des alten Kilian sei angekommen, und jener Officier, den Mathilde zweimal ganz flüchtig in der Korate

Messe, und ein Mal im Gasthose gesprochen hatte, wo er wenige Tage vor dem Geburtstage des Greises angekommen und abgestiegen war, sei ihr lieber Bruder! — Da wurde die Lasterzunge der Madame Sabine irre und sie verbarg sich beschämt; Andere erholten sich kaum von ihrer Verwundung; denn nun stand die stille Dulderinn in größerer Glorie und Bedeutung als je zuvor. Zu jenen aber, die ihres vorlauten Urtheils wegen betroffen waren, gehörte auch die Matrone der Nachbarschaft, zu welcher der Sohn, gleichsam triumphirend, doch mit kindlicher Bescheidenheit, sprach: Hat mein Gefühl nicht richtiger gesehen, als die Leute? Nie war es mir möglich, das sittsam: Mädchen für schuldig zu halten; und wir sehen hier abermal, liebe Mutter! wie Gott Seine Getreuen nicht läßt zu Schanden werden. Eine in so heftigem Feuer geprüfte Tugend ist aber mehr werth als alles Gold der Erde! — Die Mutter ward nachdenklich und sprach: Einerseits freilich, aber — Sagen Sie mir nur, liebe Mutter, fiel Sebastian ein, wo finden Sie irgend auf Erden eine Schwiegertochter, die Sie mit so kindlicher Treue lieben wird? Hat sie nicht bei dem schweren Leide, das der alte Kilian in diesen Tagen ihr angethan, ihre Pflege und Sorgfalt für ihn verdoppelt? — Ich will eben nicht läugnen, daß Ihre Sorgfalt für ihn wenigstens eben so groß war, als deine Sorgfalt, ihr

Thun und Lassen auszuspähen; und diese Sorgfalt war nicht gering, das muß ich sagen! — Ich habe es ja nicht ohne ihre stille Einwilligung gethan, so wenig als ich jetzt etwas ohne dieselbe thun will. — Laß mich die Sache noch überlegen! — Überlegen Sie doch auch, liebe Mutter, daß morgen der Altvater Kilian seinen achtzigsten Geburtstag feiert und daß er nicht mehr viele Freude auf dieser Welt erleben wird; dieß aber wäre die Krone in seinem Festkranze! — Ei, Du hast sehr dringende Gründe! schloß die Mutter mit kopfschüttelndem Lächeln und wünschte dem Sohne eine ruhige Nacht.

18.

Ob Sebastian ruhig geschlafen, wissen wir nicht; dieß aber wissen wir, daß der Tag noch nicht angebrochen war, als bereits Licht auf seinem Zimmer brannte; und daß er bei anbrechender Dämmerung recht andächtig betete, als nach dem Ave-Mariageläute das Sterbeglöcklein erklang. Gott gebe dir die ewige Ruhe! sprach er von Herzen, wer du auch seyn magst, der du uns voran gehst! — Scheint es aber nicht unzierlich, ja sogar ungeschickt, mitten in der Entwicklung einer Brautwerbungsgeschichte vom Tode zu sprechen? — Ei, freilich, freilich! Allein seiner unzierlichen Gewohn-

heit gemäß, kommt der Tod, wie überall, also auch hier ungerufen; und gern hätten wir uns und unsern Lesern den Gefallen gethan und von diesem odiosen Sensenmanne geschwiegen, hätte nicht sein Pfeil gerade eine der Hauptpersonen unserer Erzählung getroffen. Wie, etwa gar die muthmaßliche Braut? — Warum nicht? Ist sie denn nicht sterblich, wie wir alle! und kann sie sich den morgigen Tag versprechen? Doch haben wir vor der Hand noch keine Gewißheit; aber es will uns bedünken, es müsse dennoch etwas an der Sache seyn, sintemal eine Menge Menschen dem Hause der Frau Seifensiederinn zuströmen, deren Erlaubniß wir denn auch benützen, um zu sehen, was daselbst vorgegangen seyn mag.

19.

Da begegneten uns aber auf dem Wege Leute, aus deren Geflüster wir vernehmen, daß sie sich bloß der Gelegenheit erfreuen, den jungen Herrn Kilian zu sehen; und dieser ist auch der Erste, den wir in der Wohnung des alten Herrn Kilian ansichtig werden. Aber er spricht nichts, sondern steht im dumpfen Schmerz vor dem Leichenbette, und hört mit manchen aus den Zuhörern der bedeutsamen Rede eines stummen Predigers zu, dessen Worte tief in das Herz dringen, und wie jene des

ehrwürdigen Thomas lauten: »Hast du je einen Menschen sterben gesehen, so bedenke, daß auch du denselben Weg wandeln wirst; denn das Ende Aller ist der Tod! — Weinend steht Mathilde ihm zur Seite und setzt die kunstreich gefertigte Schlafmütze auf das Haupt des Greises, der den langen Schlummer begann. Selbst in Schmerz aufgelöst, tröstet sie den Bruder, der alsbald nach seiner Erhebung zu einer militärischen Würde herbeigereist war, um seinen Großvater zu besuchen, dem er nicht eher vor Augen kommen wollte, als bis er mit Ehren vor ihm erscheinen konnte: daß er ja doch den letzten Wunsch des Großvaters erfüllt habe, wenn gleich er ihm nicht alle seine Abenteuer habe erzählen können; und daß dieser nun im Reiche der glückseligen Anschauung Alles im klarsten Lichte sehe. — In manchen Augen glänzten Thränen; die Frau Seifensiedermeisterinn aber heult überlaut, so, daß es den Leuten recht zu Herzen geht, die zu einander sprechen: Seht doch, was für ein gutes Herz diese Frau hat; und wie lebhaften Antheil sie an dem Schmerz ihres Nächsten nimmt! der Tod des alten Kilian fällt ihr noch schwerer, als sogar dessen Kindern! Sie aber hört dieß nicht ohne Wohlgefallen, und flüstert eben in ganz weinerlichem Tone zu einer der um stehenden Gevatterinnen: Ach, wie dauert mich die arme Mathilde! Was wird das gute Kind jetzt anfangen! denn sie hat nichts, und

kann von dem hübschen Lärvochen nicht leben! Und nun muß vollends ihr Bruder der Rudolph kommen, und ihr die paar hundert Gulden wegnehmen, die sie bei mir anliegen hat! Die armen Leute! Sie haben sich obnehin fast nur von der Mildherzigkeit guter Menschen durchgeholfen! Es wird ihr jetzt nichts anders übrig bleiben, als in einen Dienst zu gehen; und da wird sie gewiß so weit gehen, als ihre Füße sie tragen, damit sie sich nicht schämen muß, daß ihre Prätensionen alle so grausam in den Brunnen gefallen sind! Das arme Kind! o das arme Kind!

20.

Das arme Kind aber, mit dem Madame Sabine auf ein Mal so großes Mitleid hat, ist bei weitem nicht so verlassen, als sie so schmerzlich besorgt und vielleicht so herzlich wünscht; denn in eben dem Augenblicke steht eine ganz ansehnliche Matrone neben ihr, die sich mütterlich treuherzig um den schnellen Todesfall ihres Großvaters erkundigt, und sie bittet, sie in das angränzende Kämmerlein zu führen. Da erzählte denn Mathilde unter Thränen: Mein Großvater war seit langer Zeit mit jedem Tage auf den Tod gefaßt und er hat sich mit so großer Andacht auf die heiligen Feiertage vorbereitet, daß ich keinen Augenblick zweifel-

er feiert nun seinen Geburtstag im Lande der seligen Geister. Ich selbst bereitete seit längerer Zeit mein Herz auf seinen Verlust vor. Ein Verdruß, den mir die Delicatesse verbiethet, Ihnen zu erzählen und der durch den Schmerz, den er dabei erfuhr, ihn vollends reinigte, dann die schnell darauf folgende Freude über das Wiedersehen meines Bruders wirkte gewaltsam auf den ohnehin erschöpften Greis, — ein wohlthätiger Schlagfluß überhob durch einen gähnen, aber Gott sei gepriesen, nicht unvor-gesehenen Tod, den frommen Großvater einer langen Krankheit. — Die Matrone wurde von der feierlichen Ruhe ergriffen, mit welcher die Jungfrau sich ausdrückte und sprach nicht ohne einige Verwirrung: Jungfer Mathilde, es hat mich eigentlich nachbarliche Freundschaft zu Ihnen geführt, um — wenn Sie etwa in der Verlegenheit, die in derlei Umständen jeden treffen können, — einiger Hülfe benöthigt sind, Ihnen an die Hand zu gehen; denn die Gesinnungen meines Sohnes gegen Sie sind Ihnen, wie ich glaube, ohnedieß nicht fremd. — Mathilde schlug die Augen nieder und antwortete mit sehr bewegter Stimme: Ich bin von Ihrer Großmuth überaus gerührt; und es ist gewiß nicht Hoffart, wenn ich von Ihrer Güte keinen Gebrauch mache; so viel ich für diese letzte und traurige Feierlichkeit bedarf, bringe ich noch zusammen; für meine Zukunft aber ist, Gott sei

Dank, seit längerer Zeit gesorgt! — Die Matrone blickte sie mit einiger Neugier an; Mathilde aber war auf keine Weise zu bewegen, sich für diesmal näher zu erklären.

21.

Das einfache Leichenbegängniß war vorüber. Mathilde ersuchte am folgenden Morgen den Bruder, bis zu ihrer Rückkehr im Hause zu verweilen, weil sie hinsichtlich ihrer künftigen Lebensweise noch Manches zu ordnen habe, und vielleicht längere Zeit hiezu bedürfe. Wirklich blieb sie ungewöhnlich lange aus. Die Witwe und Häuscheninhaberinn aber hielt es für nachbarliche Höflichkeit, dem Herrn Officier Haus, Hof, Garten, Wirthschaft sammt allem dazu Gehörigen zu zeigen, als welches Alles, wie sie mit geläufiger Zunge bewies, bei einem genügsamen Leben mehr als hinreiche, Mann und Frau zu erhalten; wobei der Kriegsmann zu ihrem Leidwesen bedauerte, daß sein Stand ihm nicht gestatte, zu heirathen. — Endlich kehrte Mathilde mit sehr heiterem Angesichte zurück, rief den Bruder, und sprach: Bruder Rudolph, ich bin in Ordnung; wir sprechen uns vielleicht zum Letztenmale; denn ich weiß, daß deines Bleibens hier nicht ist; ich aber habe nichts mehr zu schaffen mit dieser Welt, deren Bosheit ich unter allen Gestalten erfahren habe.

Ich bin, wie du weißt, von Kindheit auf an ein einsames Leben gewohnt; und Dank sei es unserm Großvater im Grabe, der mich von Kindheit an zu einem frommen Leben angehalten hat! — Um's Himmelswillen, was hast du vor, liebe Mathilde? fragte der Erstaunte. — Sieh, mein Bruder, sprach sie, diese Papiere; sie setzen dich zum Erben über das Wenige ein, was nach dem Tode unseres Großvaters noch erübrigt. Ich bin im Kloster aufgenommen; die Schwestern kennen mich seit meinen Kinderjahren und erlassen mir alle Aussteuer. — Der junge Krieger stand wie versteinert. — Lebewohl, mein Bruder, sprach sie, und führt dein Beruf dich hier durch, so besuche mich! — Beyde umarmten sich zum letzten Male unter Thränen, und eben so umarmte Mathilde auch die erstaunte Madame Sabine, der sie von Herzen Alles vergab, was sie ihr Leides gethan hatte.

Die ganze Nachbarschaft erstaunte über den Entschluß des sonderbaren Mädchens. Sogar Madame Sabine, die bedauerlicherweise Witwe blieb ihr Leben lang, weinte Thränen aufrichtiger Rührung darüber. Sebastian seufzte aus tiefem Herzen, und sprach zur Mutter: Sie war zu gut für mich; allein ihr ewiger Bräutigam ist auch wahrhaftig der

Einzig, dem ich sie ohne Widerrede abtrete. — Rudolph aber reiste mit sehr ernster Behmuth zu seinem Regimente ab und schmückte den Hut mit dem letzten Zweige eines Delbaumes*), der fünf Jahre hindurch in anmuthiger Grüne geblüht hatte.

P. Silbert.

*) Anspielung auf die Zeitschrift: die Silzweige, worin diese Erzählung, welche hier zum Theil umgearbeitet wieder erscheint, als die Letzte gegeben wurde.

K a b i n e t s s t ü c k e.

1.

Blumenknospen.

In einer kleinen, aber freundlichen Stadt Deutschlands, wo noch alter Biedersinn und Frömmigkeit herrschten, lebten vor mehreren Jahren zwei nachbarliche Familien der Honoratioren in freundlichster Eintracht, deren Häupter noch als Jünglinge viel Liebes und Leides mit einander getheilt und auch ihre Studien auf Einer Universität zusammen vollendet hatten. Nun aber hatten Beide bereits selbst erwachsene Kinder, und der Sohn des Herrn Stadtrathes Grünbach wurde bald von der Universität zurück erwartet, wo er im Begriff war, seine juristische Lehrbahn zu vollenden. Herr van den U l m e n hingegen, einer der ältern Justizräthe, hatte unter mehreren Kindern auch eine sehr liebevolle jüngere Tochter, A b e l i n d e genannt, die als eine der schönsten und züchtigsten Jungfrauen der Stadt heranblühte; und es bestand gleichsam die stillschwei-

gende Übereinkunft sowohl zwischen den Ältern als den Kindern selbst, daß durch die Vereinigung des jungen Grünbach mit der Tochter des Justizrathes das Band zwischen beiden Familien noch inniger sollte verknüpft werden. Zumal war dieß einer der sehnlichsten Wünsche des biederherzigen alten Stadtrathes gewesen, der jedoch die Erfüllung desselben nicht mehr erlebte; denn noch bevor Oswald von der Universität zurückkehrte, berief der Herr ihn zum unaussprechlichen Leidwesen Aller und zur Trauer der ganzen Stadt plötzlich aus diesem Leben.

2.

Der Ankömmling.

Lange blutete die schwere Wunde über den Verlust des verehrten alten Herrn, der gleichsam der Mittelpunkt des kleinen Zirkels gewesen war. Herr van den Ulmen war darüber beinahe ganz trübsinnig geworden; er versäumte die wesentlichsten Arbeiten und hielt sich nun zu halben Tagen einsam in seinem Kabinette auf, wo er sich in den Anblick ganz eigener Gemälde vertiefte, die er in frühern Jahren von einem berühmten jungen Künstler nach Zeichnungen, die er selbst entworfen, hatte ausführen lassen. — Alle wünschten mit großem Verlangen, daß der junge Grünbach seine Rückkehr beschleunigte;

was denn auch nicht lange hernach geschah. Und er ward mit stiller Herzlichkeit und unter Thränen der Trauer und der Freude zugleich empfangen. Aber war es Schmerz über den Tod des geliebten Vaters, Beklommenheit über die Leere, die nun auf gewisse Weise dadurch in beiden Familien entstanden war, oder war irgend eine andere Ursache im Hinterhalt: mau nahm eine gewisse Fremdheit an ihm wahr, die Allen wehe that; auch es ward jener Frohsinn und jene Herzlichkeit gänzlich an ihm vermist, durch die sonst sein bloßer Anblick alle Herzen gewonnen hatte. Selbst Adeline, die seiner Ankunft im Stillen sich erfreut hatte, ward irre an ihm und Alle fühlten bald, daß er diese Lücke in den Familien nicht ausfüllen würde, wie sie dessen heimlich die Hoffnung genährt hatten. Der alte van den Ulmen schüttelte nach seiner ersten Unterredung mit ihm den Kopf, und nannte ihn zum ersten Mal in seinem Leben Sie; worüber Oswald gleichwohl stuzte und wie aus einem Traum erwachte. Da jedoch der Justizrath seinen alten Freund in ihm ehrte, besann er sich, ward vertraulicher, sprach über Familienvhältnisse mit ihm und lud ihn auf den folgenden Tag zum Mittagmale ein, brach aber, als er sich entfernt hatte, in Seufzer aus, und sprach: Gott habe dich selig, alter Freund! Er wollte dir großes Herzeleid ersparen: denn deinen armen Oswald hat die Pseudophilosophie des Tages vergiftet!

3.

Die Brandfackel.

Oswald machte Besuche, kramte allenthalben die glänzende neue Weisheit aus, die er von der hohen Schule mitgebracht hatte, bedauerte die Blindheit der armen Menschlein, die noch am alten Aberglauben hingen und schrieb seinen Freunden an der Hochschule, es sei leider in seiner Vaterstadt vor der Hand wenig Empfänglichkeit für das Licht; weil die Menschen die Finsterniß noch zu sehr liebten; doch hoffe er, daß auch ihre Zeit kommen werde, zumal wenn auch seine übrigen Landsleute zurückkehrten, deren noch drei sich daselbst aufhielten, wo sie dann die Fackel der Erleuchtung an allen vier Ecken der Stadt zugleich aufstecken wollten. Indessen war er dennoch im Hause des alten van den Ulmen auf seiner Hut; denn Adeline, die ihn anfangs hatte bitten wollen, ihren Vater zu erheitern und zu trösten, war nun selbst nachdenklich und trübsinnig geworden, suchte Gelegenheit, allein mit ihm zu sprechen, und sprach auch, als sie solche fand, erröthend zu ihm: Ich bitte Sie, liebster Oswald, unterlassen Sie doch die Ausdrücke: Aberglaube, Pfaffentrug, Finsterniß und dergleichen in Ihren Reden! — Meine Mutter war neulich ganz ungehalten auf Sie, sagte, Sie wären ein ordentlicher Freigeist geworden und stößten ihr

eine Art Scheu ein; und hätte der Vater Sie nicht in Schuß genommen, so hätte die Sache einen bösen Ausgang nehmen können. — Oswald aber faßte sie bei der Hand und sprach: Liebes Lindchen, ich ehre die Überzeugung eines jeden Menschen, der, so lange er noch nichts Besseres weiß, das behalten mag, was er als das Beste erkennt; wenn aber einem Andern ein helleres Licht aufgegangen ist, so soll man auch ihn bei seiner Überzeugung lassen; und was kann ich am Ende dafür, daß das neue Licht mit Gewalt hervorbricht? — Sie sah ihn mit großen Augen an, und antwortete sehr feierlich: Mein Herr Grünbach, Sie sprechen so gelehrt, daß ich armes Mädchen Ihnen nicht antworten kann. Doch so viel weiß ich, daß das Neue nicht immer das Beste ist; denn das erfahre ich beinahe jeden Tag; und ich will Sie nur bitten, daß Sie, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen noch gut sei, meine Ältern nicht böse machen.

4.

Antiphilosophisches Resultat.

Sie hatte bei diesen Worten ihn verlassen; er aber stand betroffen und nachdenklich da, denn er sah nun, daß zwischen ihm und der wunderschönen, geliebten und reichen Tochter des Hauses eine große Kluft bestand. Indessen wollte er nicht heucheln, weil dieß gegen seine Grundsätze war, auch tröstete

er sich mit dem Gedanken, daß der alte von den Ulmen ihn in Schutz genommen habe, und hoffte, die Zukunft würde ihm noch Rosen tragen. Wirklich hatte der Justizrath ihn in Schutz genommen: denn er hatte als Gerichtsmann den Grundsatz, Niemand zu verdammen, bevor er ihn nicht wohl angehört hätte und er begütigte seine Gemahlinn damit, man müsse erst sehen, was an dem jungen Manne und ob nicht vielleicht noch Hoffnung für ihn sei. Daher empfing er ihn auch sehr gütig, so oft er erschien; dieß aber geschah in der Regel täglich. Dabei legte er ihm oft schwierige Fragen über Gegenstände aus dem Justizfache vor, um seine Kenntnisse und sein Herz zu prüfen und fand, daß er etwas Tüchtiges gelernt habe, aber durch die neueren transcendentalen Ansichten, noch mehr aber durch das Studium der Jurisprudenz selbst, sich bis zum förmlichen Atheismus verloren hatte; denn er läugnete, wegen so vieler Mordthaten, Ungerechtigkeiten und Bosheiten der Menschen, alle göttliche Vorsehung gerade zu und somit Gott selbst ab; sprach auch späterhin, nachdem Ulmen ihm Vertrauen abgewonnen hatte, ganz offen, eine solche Unordnung in der Welt werfe einen Schatten auf Gott; und gar kein Gott sei besser, als ein so unvollkommener und ungerechter Gott; dazu seien auch alle metaphysischen Gründe für das Daseyn Gottes unhaltbar; denn die Ver-

nunzt irre in vielen Fällen, mithin könne sie auch hier irren; ja auch in der physischen Natur herrsche große Unordnung; und was vollends die neuern Metaphysiker vom Nothwendigkeits-System, dem Absolutismus und der Identität Gottes sprächen, durch welche letztere so viele Theile Gottes, als Wesen, in die Welt eingeführt würden, dieß, schloß er, habe ihm den Glauben an Gott ganz und gar verleidet. — Da hast Du endlich so unrecht nicht, sprach der alte Herr, der ihm mit Vergnügen zuhörte und sich erfreute, als er das verborgene Gift endlich ausgespieen hatte. Ja, fuhr er fort, ich sage Dir aufrichtig, es ist mir im Grunde lieber, daß Du Dich zum Atheismus als zum Deismus bekennst; da ersterer weit consequenter ist; weil der Deist sich aus vielen Schwierigkeiten gar nicht herauswinden kann, die der Atheist auf einmal über den Haufen wirft.

Erstes Kabinetstück.

5.

Die Wirthstafel.

Oswald horchte hoch auf, als er den Justizrath also sprechen hörte und konnte sich das nicht deuten; da sie aber eben vor einem der Gemälde

standen, mit welchen das Kabinet geschmückt war, und der alte Herr dasselbe ins Auge faßte, sah auch Oswald dasselbe etwas genauer an und sprach: Das sind, wie ich jetzt erst sehe, sehr schöne Conversationsstücke, ganz in dem schönen Styl, Fleiß und Colorit des Gerard Dow! Nur kann ich nicht errathen, was sie vorstellen sollen; zumal da das Costüm der neueren Zeit angehört. — Sieh' Dir das Gemälde gut an, sprach van den Ulmen. — Ist das nicht eine table d'hôte? fragte Oswald. Und da sitzen Sie ja selbst im schwarzen Kleide! — Du hast richtig errathen. — Dieß stellt gewiß eine der wichtigsten Begebenheiten Ihres Lebens vor! — Ich will dir die Geschichte in Kürze erzählen, erwiederte der Justizrath und begann, wie folgt:

Es sind nun etwa fünfzehn Jahre, daß ich als Deputirter unserer Stadt nach der Residenz reisen mußte; — da die Zeit mich drängte, begab ich mich um die Mittagsstunde in einen Gasthof, ganz so gekleidet, wie Du mich da im Bilde siehst und setzte mich an die Wirthstafel, wo so eben aufgetragen ward. Die Gesellschaft war zahlreich. Wie es zuging, weiß ich nicht, allein ein junger Springinsfeld, der mich für einen Geistlichen hielt, beehrte mich mit einem verächtlichen Blick, rümpfte das Näschen und begann nach einigen kurzen Reden und Anekdoten von Stadt und Hof ganz kräf-

rig über den geistlichen Stand loszuziehen, über Aberglaube, Obscurantismus und Pfaffenthum u. s. w. zu schmähen und die heiligsten und ehrwürdigsten Geheimnisse der Religion in so schneidendem Tone und in so niedrigen Ausdrücken herabzuwürdigen, daß ich des Argers mich nicht erwehren konnte, um so mehr, als Einige aus der Gesellschaft ihm großen Beifall zulächelten. Ich hörte eine Zeit lang stillschweigend zu; da es mir aber endlich doch zu arg ward, sprach ich halb leise zu einem Nachbarn: der junge Herr dort ist gewiß ein Jude, oder ein Türke, wo nicht gar ein Heide; ein Christ wenigstens ist er sicherlich nicht! — Jener aber hatte die Rede wohl verstanden, und fragte ganz feck und trotzig: Woraus schließen Sie das, mein Herr? — Aus Ihren Worten! sprach ich. Denn kein Jude schimpft über das Gesetz Moises, kein Türke über den Alkoran, am wenigsten ein Christ über die christliche Religion! Und ich muß Ihnen sagen, daß ich mich nicht wenig verwundere, wie Sie, als ein offener Heide, sich erdreisten konnten, in unsre Gesellschaft sich einzudrängen und unsre gemeinsame Religion zu beschimpfen! Hätten sie mit eben der Unverschämtheit sich in eine Familie eingedrängt und stellten dieselbe auf solche Weise in ein lächerliches Licht, so hätte man Ihnen mit Schimpf und Schande die Thüre gewiesen. Wir wollen indessen Sie nicht so hart behandeln, nur

ersuchen wir Sie, in Ihren Worten besonnener zu seyn! — Da hättest du die Verlegenheit des hochtrabenden jungen Philosophen sehen sollen! Er entfärbte sich und schwieg auf einmal mäuschenstill, indeß seine Herren Applaudeurs ihm mit hämischen Lächeln ins Angesicht sahen. Einer aus den Herrn jedoch erbarnte sich seiner und sprach zu mir: Als gebildete Menschen haben wir Alle ein Verhältniß zu einander und können folglich auch Alle die gesellschaftlichen Rechte ansprechen; wenn wir auch eben nicht glauben, was der ehrwürdige Herr lehren. Ich muß Ihnen nur sagen, daß ich selbst auch an keinen Gott glaube: denn die Unordnungen und Ungerechtigkeiten und das zahllose Heer aller Übel, die allenthalben sichtbar in der Welt herrschen, werfen jedes System von einem Gott über den Haufen; und wer die Dinge recht mit Aufmerksamkeit betrachtet, der sieht offenbar, daß der Zufall Alles beherrscht! Indessen ehre ich darum dennoch jeden Stand und also auch den andern, denn es muß ja doch Menschen geben, die das Volk im Zaume halten. — Oswald sah stillschweigend vor sich hin und es ward ihm etwas unwohl bei der Erzählung zu Muthe. Der alte Herr aber that, als merkte er nichts, und fuhr darin weiter fort.

Weil ich nun einmal für einen Geistlichen gehalten wurde und mich nicht entdecken wollte,

erübrigte mir nur, die Rechte dieses ehrwürdigen Standes zu verfechten, was ich auch mit großem Vergnügen that. Ich sprach also: Ihr Wort in Ehren, mein Herr, aber ich hätte kaum geglaubt, daß der Zufall diese so herrliche Welt und die wunderbare Ordnung derselben, den so regelmäßigen Lauf der Gestirne, die erstaunliche Fruchtbarkeit der Erde an Thieren und Pflanzen, den menschlichen Leib, zumal den höchst kunstreichen Bau des Auges, am wenigsten aber eine so vernünftige Seele als die Ihrige, hervorgebracht hätte; denn nimmermehr hätte ich den Zufall für so mächtig und für so weise gehalten! — Er aber ließ sich nicht irre machen und sprach: Einen Gott gibt es nun einmal nicht, das habe ich bewiesen, folglich ist Alles, was da ist und sich ergibt, reiner Zufall und nichts Anders! — Da ich nun sah, daß mein Mann keinen vernünftigen Grund anhören wollte, besann ich mich einige Augenblicke und beschied durch den Aufwärter den Wirth, mit dem Bedenken, daß wir ihm Wichtiges zu sagen hätten. Dieser erschien denn auch sogleich, und als er fragte, was zu Befehl stände, antwortete ich: Ich sage Ihnen, Herr Wirth, im Namen der ganzen Gesellschaft, daß Sie sich sehr irren, wenn Sie einen Kreuzer Bezahlung von uns erwarten!

Der gute Mann sah mich betroffen an und sprach: das ist doch wohl nur Scherz? — Keines-

wegs, es ist harer Ernst! — War denn das Mittagessen gar so schlecht? — Es waren vielmehr alle Speisen vortrefflich, der Wein delicat! — Warum weigern sich denn also die Herren, zu bezahlen, was Sie mir schuldig sind? — Schuldig? Nichts sind wir Ihnen schuldig! — E. H. Scherzen gewiß nur. War denn nicht ich's, der ich die Speisen einkaufen, zubereiten und Ihnen vorsehen ließ? — Machen Sie das weiß, wem Sie wollen, das hat Jemand ganz anderer gethan! — Und wer wäre denn dieß, wenn Sie erlauben? — Das hat Alles der Zufall gethan! — Der Zufall? den Herrn habe ich nicht die Ehre zu kennen! — Das thut nichts zur Sache, darum hat er es nichts desto minder gethan. Denn erstens war es eine Wirkung des Zufalls, daß alle Hühner und Gänse, alles Gemüse sammt Zubereitung sich in Ihrer Küche vorfanden. — Erlauben Sie, da muß ich feierlichst protestiren; denn ich ließ Alles mit meinem Gelde einkaufen: ja ich selbst war auf dem Markte und wählte, was ich die Ehre hatte, Ihnen vorzusetzen. Und hätte etwa auch dieser Zufall, wie Sie zu sagen belieben, die Speisen bereitet, gekocht und gebraten? — Daran ist nicht der mindeste Zweifel! Auf einen Wink des Zufalls war alles Geflügel gerupft und am Spieße, alle Speise gekocht, gesalzen, gewürzt; der Zufall rüttelte Butter, Mehl, Eier, Milch und Zucker un-

tereinander und im Nu entstanden Pasteten, Torten und anderes Gebäcke. Wie also können Sie nach allem diesem noch eine Bezahlung von uns fordern? Doch ich hoffe, daß Sie, nach so bündigem Beweise, als ein kluger Mann selbst einsehen, daß Ihre Forderung ungerecht ist und daß wir diese treffliche Mahlzeit bloß dem glücklichen Zufalle verdanken! —

Dies Alles sagte ich dem guten Manne in höchst ernstlichem Tone; er aber sah mich als einen Solchen an, der dem Tollhause entsprungen wäre. Denke Dir nun noch dabei, in welcher Klemme mein Atheist war, der über und über erröthete, und sein Wort gern widerrufen hätte, wosern er sich dessen nicht geschämt hätte; und dann auch die Gesichter der Gäste, die bald mich, bald ihn, bald den Wirth anblickten und des lauten Lachens sich nur mühsam erwehrtten. — Endlich wendete sich der verlegene Wirth an die Gesellschaft und sprach: Meine Herrn, ich weiß eigentlich nicht recht, was der geistliche Herr wollen; aber ich bin gewiß überzeugt, daß Sie seine Meinung nicht theilen, und auch nicht glauben, es sei der Zufall, der Sie so gut bewirthe habe, denn Sie wissen es ja ohne hin, daß eine solche Tafel kein Werk des Zufalls, sondern das eines geübten Koches ist. Darum auch bin ich wegen meiner Bezahlung außer Sorgen und habe

die Ehre, mich zu empfehlen. — Nicht also, Herr Wirth, sprach ich abermal und hielt ihn zurück. Glauben Sie etwa, weil Ihre Mahlzeit trefflich bereitet war, sie könne darum kein Werk des Zufalles gewesen seyn? Da sind Sie sehr in der Irre; denn sehen Sie, dieser Herr dort behauptet, der Himmel mit allen seinen unzähligen Sternen, die Erde mit Allem, was sie hervorbringt, ja überhaupt Alles, was da ist und geschieht, sei ein Werk des Zufalls. Konnte nun der Zufall ein so herrliches Weltgebäude gestalten, so werden Sie doch wohl einsehen, daß es nur eine Kleinigkeit für ihn ist, ein solches Mittagsmahl zu bereiten! — Und bei diesen Worten stand ich vom Tische auf, welchem Beispiele auch die Übrigen unter lautem Gelächter folgten (in welches nur jene beiden weisen Herren nicht einstimmten,) wir bezahlten und gingen Jeder seiner Wege.

6.

Ein Postulat.

Oswald selbst konnte sich des Lachens nicht erwehren; und er verstand die Lection. Auch der Justizrath lächelte und sah ihm mit räthselhaftem Blick in's Angesicht. Endlich sprach Jener etwas betroffen: Ich habe nie gänzlich in Abrede gestellt, daß es einen Gott geben könne; denn dieß ist ein Postulat

der Vernunft. Nur sagte ich, daß die Beweise der Metaphysiker mir nicht genügen und daß unsere Vernunft gar oft irre; daß man daher nichts mit Gewißheit behaupten könne.— Mein Freund, sprach der alte Herr, wo wäre je eine Vernunft, und wo alle Philosophen sammt ihrer Metaphysik ohne ein erschaffendes Princip? Können Jene, welche die Schöpfung meistern und Du mit ihnen, ja können alle menschlichen Künste und Wissenschaften auch nur eine Mücke hervorbringen? — Was ist aber die Vernunft als das Auge des Verstandes, das Gottes Daseyn sieht, und nothwendig sieht, auch wenn es durch noch so viele Nebel verfinstert wäre? ja, wo ist je ein Mensch, der das Daseyn eines allmächtigen Schöpfers und Herrn der Natur läugnete, ohne daß sein eigenes Bewußtseyn ihn der Lüge ziehe; und der nicht gleich dem berüchtigtsten Gottesläugner Wolney, während eines Seesturms eifrig und inbrünstig betete? — Daß übrigens die Vernunft in vielen Fällen irre: wer wird dieß läugnen? — Doch beweist dieß nur so viel, daß sie, wie die Sehkraft des körperlichen Auges, ihre Gränzen hat, über die sie nicht hinaussehen, folglich auch nicht Alles beurtheilen kann; weswegen sie denn auch hinsichtlich jener Dinge, die sie nicht sieht, dem Ausspruche desjenigen sich demüthig unterwerfen soll, der sie erschaffen hat. Aber die Demuth ist eine Tugend, woran es euch jungen Herrn gänzlich gebricht, weil ihr von

eurer Vortrefflichkeit und Selbstvergötterung so sehr trunken seid, daß ihr die hohe Meinung von Euch heget, was Ihr nicht begreiftet, das sei gar nicht zu begreifen; und dieß nennt ihr denn erhabene Weisheit, die sich frei über alle Vorurtheile erhebt!

Zweites Kabinetstück.

Das Concert.

Der junge Herr war in Verlegenheit, dennoch besann er sich bald und sprach: Wenn ich Ihnen auch ein erschaffendes Urprincip nicht abstreiten will, so müssen Sie mir doch zugeben, daß dasselbe um menschliche Dinge sich wenig oder gar nicht kümmert. Denn woher sonst die Unordnungen und das zahllose Heer der Übel, selbst in der physischen Natur? und woher das sittliche Übel, das die arme Menschheit so schwer bedrängt? Ich will dessen keinen andern Beweis aufführen, als unsre Criminal-Acten und die zahllosen Corrections-Häuser, Hospitäler, Hochgerichte, die blutigen Kriege und die Abgötterei, die noch zur Stunde auf dem halben Erdkreise herrscht. Wie ließe sich dieß wohl mit einem guten und vollkommenen Gott vereinbaren? — Mein guter Oswald, sprach der Justizrath, bedenke doch nur, was du selbst zugabst, daß die Vernunft in vielen Fällen

irrt. Wie denn also, wenn sie auch hierin irrte und die Übel in der Welt das Licht der göttlichen Weisheit so wenig verdunkelten, als schwarze Wolken die Sonne? denn hinsichtlich der physischen Übel haben wohl die scharfsinnigsten Denker und die gelehrtesten Naturforscher klar bewiesen, daß solche keine Übel, sondern wohlthätige und weise Einrichtungen des Schöpfers und Erhalters der Natur sind, die nur das ungeübte Auge verkennt. Also schmähen Unerfahrene einen Regen, der etwa zehn Tage hierdurch anhält und vergessen darüber der ganzen früheren, schönen Bitterung; und bedenken auch die gesegneten Folgen nicht, die der nämliche Regen hervorbringt. Und wie könnte auch die allerhöchste Gottheit je wegen des sittlichen Übels beschuldigt werden, da solches bloß Mißbrauch des edelsten Geschenkes Gottes, der Freiheit ist? — Ein guter Gott, erwiederte Oswald, macht kein Geschenk, das so traurige Wirkungen hervorbringen kann! — Das heißt, sprach van den Ulmen, der geschickte Messerschmid ist sehr zu tadeln, weil er ein scharfes Messer macht, womit der Mensch sich verwunden kann! Gott aber darum, weil Er den Menschen vom Thiere unterschied, — ein Feuer verlieh, das durch Mißbrauch Städte in Asche legen, — Wein, dessen Kraft berauschen, — und eine Freiheit, die frei wirken kann! — Oswald schwieg; van den Ulmen aber überließ ihn seinem Nachdenken und Beide gingen schwei-

gend einige Male neben einander im Zimmer auf und ab, bis der alte Herr plötzlich vor einem andern Gemälde stehen blieb, und gleichsam der frühern Unterredung vergessend, fragte: Was bedünkt Dich von diesem Gemälde? — Oswald blickte auf und sprach: Ungemein schön in Gruppierung und Colorit! wohl auch ein Gelegenheitsstück? — Du siehst, sprach der Justizrath, daß es keine kleine Aufgabe war, dieß ganze Concert in voller Thätigkeit so lebendig auszuführen, denn alle Figuren scheinen sich gleichsam zu bewegen. — Auch scheinen die Gesichter Portraits, fuhr Oswald fort; den Kapellmeister wenigstens kenne ich: dieß ist Herr Waldmayer, der Regens Chori an der Stiftskirche. — Den ersten Blick nimmt wohl der kleine Bauernknabe im Vordergrund in Anspruch, der über das Anhören des Concertes ganz in Bewunderung aufgelöst scheint. — Der alte Herr lächelte und sprach: Dieser Knabe und der Kapellmeister sind eine und die nämliche Person; dieß war er als Knabe, jenes ist er als Mann. — Ein sonderbarer Gedanke! Wie kamen Sie denn dazu, die nämliche Person in einem Bilde zweimal darstellen zu lassen? das erinnert an gewisse Bilder aus dem Mittelalter. — Das will ich Dir nun erzählen. Dieser nämliche Monsieur Waldmayer, begann er, ist, wie Du weißt, der Sohn eines meiner noch lebenden Bauern und sein Vater nahm ihn oftmals mit, wenn er uns Getreide

oder Obst und Holz in's Haus führte. Der Knabe war ziemlich aufgeweckten Kopfes, konnte gut lesen und schreiben, und war auch der erste Choralsänger in der Dorfkirche. Besonders aber gefiel er mir wegen seiner großen Naivität, so daß ich ihn immer gern sah, wenn er mit seinem Vater zu uns kam. Nun geschah's, daß gerade zu einer solchen Zeit Seine Durchlaucht, der verstorbene Fürst, unsre Stadt mit Ihrer Gegenwart beehrten, bei welcher Gelegenheit wir unter andern Feierlichkeiten auch ein brillantes Concert veranstalteten; und weil ich bemerkt hatte, daß der Knabe ein treffliches Ohr und Anlagen zur Musik hatte, behielt ich ihn bei mir, um ihn zu überraschen und nahm ihn in den Concertsaal, wo ich ihm alle Vorkehrungen zeigte, die zur Musik getroffen wurden. Da nun mein Jakob sah, wie die Pulte gestellt und die Instrumente und Stimmen vertheilt wurden, da fragte er mich, was denn dieß alles bedeuten sollte? — Das wirst du bald sehen, sprach ich, es wird hier ein Concert aufgeführt werden. Er sah mich abermal fragend an, verlor sich aber bald in den Anblick all der Violinen, Bratschen, Violoncello's, der großen Baßgeige und der Waldhörner, Clarinetten, Flöten, Hautbois, Trompeten, Pauken u. s. w. die lauter neue Dinge für ihn waren, und dachte sich so nach seiner Weise eine Vorstellung von einem Concerte zusammen, denn er sah mich sehr treuherzig an, und sprach: Dieß Concert

wird wohl ziemlich lange dauern? — Was führt Dich auf diesen Gedanken? fragte ich ihn. — Nun, meinte er, wenn jedes dieser kuriosen Instrumente auch nur eine Viertelstunde spielen soll, so vergehen gewiß viele Stunden darüber. — Was fällt Dir ein! sprach ich, alle diese Instrumente spielen zugleich und auf einmal! — Nun antwortete er mir, das wird ein sauberer Lärm werden, wenn diese große Bassgeige mit den kleinen Geigen und Waldhörnern und all den andern Dingen dort auf einmal zu brummen anfängt. — Glaube mir, sprach ich, dieß wird vielmehr die herrlichste Musik werden, die sich denken läßt, zumal, da wir noch einige berühmte Sänger und Sängerinnen aus der Hauptstadt eingeladen haben, die zugleich mitsingen werden. Er sah mich an, schüttelte den Kopf, und fragte: Was werden sie denn spielen und singen? — Sieh Dir die Noten an, sprach ich. — Dieß ließ er sich nicht zweimal sagen, sondern mit großer Neugier trat er hinzu, durchsah die Musikalien und stutzte zwar Anfangs weil er sich Choralnoten vorgestellt hatte, faßte sich aber bald, und ob er solche auch nicht genau verstand, so sah er doch mit seinem gesunden Verstande so viel, daß nicht allenthalben die nämlichen Schlüssel, daß hier nur eine einzige große Note den Raum eines ganzen Taktes, wie etwa ein reicher Mann einen ganzen Pallast, bewohnte, indes dort eine ganze Menge Noten in einem andern Takt zusam-

mengepreßt, und wie arme Leute, nicht ohne Kreuz und vielfach durchstrichen waren; ferner, daß andere, gleich den Frommen, außerordentlich hoch über den gewöhnlichen Tonlinien, und abermal andere, gleich den Bösen, tief darunter hinabstiegen; dann, daß in einigen Heften Worte über den Noten gedruckt standen, in andern hinwieder keine; und lange stand er sinnend, bis er endlich urplötzlich in ein lautes Gelächter ausbrach. — Ich fragte ihn um die Ursache; er aber gab mir zur Antwort: Mein, gestrenger Herr, eine solche Verwirrung habe ich in meinem Leben nicht gesehen! bin zwar nur ein dummer Bauerknabe, aber nimmer laß ich mir weiß machen, daß aus einem so verworrenen Ton-
satz eine herrliche Musik hervorgehen kann. Denn das kommt mir genau so vor, als wenn Jemand mir sagte, wenn alle Katzen, Hunde, Schafe, Schweine, Ochsen, Pferde, Esel, Gänse, Enten und Hühner in Ihrem Schlosse zugleich unter einander schreien, bellen, heulen, grunzen, blöken, brüllen, schnattern und gluchsen, daß der herrlichste Gesang heraus käme! — Hatte nun vorher der Knabe gelacht, so brach ich auf diese seine naive Vorstellung nicht minder in ein lautes Gelächter aus. — Nun, sprach ich, warte nur noch ein wenig, mein lieber Jacob, Du wirst bald anders urtheilen; denn Du hast ganz irrige Begriffe, weil Du Dir jedes In-

strument einzeln und nicht im Zusammenhange mit den übrigen denkst.

Indessen füllte sich allmählig der Saal, Tonkünstler und Dilettanten versammelten sich; endlich erschienen auch Seine Durchlaucht und das Orchester fing an zu stimmen; ich aber begab mich an meinen Platz, ließ jedoch meinen Jacob nicht aus den Augen. Als sie nun so stimmten, da horchte er Anfangs aufmerksam und verhielt sich zuletzt die Ohren, weil es ihn bedünkte, die Stimmung der Instrumente sei das Concert selbst. Plötzlich war Alles still, der Kapellmeister gab das Zeichen, und die Musik begann mit der herrlichen Overture von Gluck's Alceste. — Da stand der kleine Mann, wie vom Donner getroffen, und wußte nicht, wie ihm geschah; öffnete Mund, Augen und Ohren, und stand in wahrhafter Entzückung. Und lange konnte er sich von seinem Erstaunen nicht erholen. Endlich sah er der Ausführung zu und bemerkte, wie alle Tonkünstler und Sänger zugleich diese verwickelten Noten auf's genaueste lösten, die ihn so ganz disparat bedünkt hatten, und wie Alles zu einem wundersamen Einklange zusammentraf, der das Ohr über alle Beschreibung entzückte. Und mit Bewunderung blickte er auf den Mann, der vor dem Klavier saß und mit dem bloßen Winke seiner Hand das Ganze als unumschränkter Herr beherrschte; und folgerte daraus den Schluß, daß dieser Herr Alles

mit größter Weisheit und Ordnung combinirt habe, um einen so wunderbaren Effect hervorzubringen und daß sein früheres Urtheil höchst irrig gewesen sei.

8.

S k o l i e n .

Dies, sprach der durch ein so unerwartetes Concert überraschte Oswald, weckte wohl auf einmal den Sinn unsers Herrn Waldmayer für die Musik, worin er seitdem so Vieles leistete? — Allerdings, antwortete Herr van den Ulmen, und ich hoffe, unser damaliges Concert wird wohl auch jetzt noch einigen Sinn erwecken? was meinst Du? — Liebster Herr Justizrath, sprach Oswald gleichsam bittend, sind Ihre Gemälde lauter Lectionen dieser Art? — Wenigstens, sprach er antwortend, läßt sich aus diesen beiden etwas Solides erlernen! — Ich will nicht läugnen, fuhr Oswald fort, daß dieß Bild frappant ist, und ließen sich im Concerte der Dinge alle Dissonanzen also auflösen, so wollte ich mich Ihnen gern gefangen geben. — Sag' mir, wer hat Dich denn von dem Glauben daran abgebracht? Sonder Zweifel Niemand anders, als Deine seichten Metaphysiker und die sogenannten fideles Gesellschasten deiner Gefährten? — Oswald blickte hoch auf; der alte Herr aber fuhr fort: Mein guter Oswald, dieß eben sind Jene, welche die Instrumente stimmen, und deren Misttöne mein Jacob

Anfangs ebenfalls für das Concert selbst hielt, vor welchem er jedoch bald die Ohren verschloß. Und wollte Gott, es verschloßen Alle ihr Ohr auf solche Weise, so wären der Dissonanzen bald weniger. — Auf solche Weise also soll man sich in der Philosophie gar nicht umsehen, gar nicht mit dem Geiste der Zeit fortschreiten und gleich den Kindern blind in den Tag hinein leben; allen Aberglauben ohne alles Nachdenken auf Treue und Glauben annehmen, und dem Trosse gleich, sich auf gebahntem Wege forttreiben lassen? Dazu, Herr van den M., ist aber doch wahrlich der Mensch zu edel; zumal derjenige, der einmal zum Bewußtseyn und Selbstgefühl gekommen ist!

Der Justizrath sah nach dieser prunkenden Phrase ihm fest ins Angesicht und sprach: Sag' mir einmal, was ist Philosophie? Ist es nicht die Liebe zur Weisheit? — So ist's allerdings. — Und erfanden nicht schon die alten griechischen Weltweisen diesen Namen? — Also ist's! — Und über alles Gold und über allen Reichthum achteten sie diese Weisheit; denn man sah Viele aus ihnen, die, was wahrlich die heutigen Weisheitsjungen nicht thun, Geld und Reichthum in der That verschmähten, um dieser geliebten Weisheit desto ungestörter nachzustreben; und sie suchten und forschten ihr ganzes Leben lang, sie zu finden, damit sie dadurch auf den Weg gelangten, hier und dort selig

zu werden. Denn dieß war das Ziel ihrer Forschungen, um das sie Alles preis gaben, wie Du aus den wenigen ihrer Schriften, die bis auf uns gekommen sind, selbst ersehen kannst; denn sie suchten das höchste Gut und Viele aus ihnen, die sehr eifrig suchten, fanden dasselbe nicht, und verirrten sich in unentwirrbaren Labyrinthischen spitzfündiger Systeme! Und sieh', uns wart dieselbe so nahe gelegt! denn diese Weisheit, die selbst das höchste Gut und der Weg zum höchsten Gute ist, erschien sichtbar auf Erden, und nichts bedarf es nun weiter, als ihre Worte zu hören, die so erhaben sind, daß der höchste menschliche Verstand darüber erstaunt, und so einfach, daß jedes alte Weiblein sie versteht. Denn was ist klarer und größer, als: »Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und seine Seele verliert?« oder: »Die, welche Gutes gethan haben, werden in's ewige Leben eingehen, die aber Böses, in die ewige Strafe.« Welcher derjenigen, die aus dem Zeitgeiste sind, hat je Besseres, Einfacheres gelehrt, und seine Lehre durch die erstaunlichsten Wunder, durch den Tod am Kreuze und die Bekehrung der Welt besiegt?

Hierüber, Herr Justizrath, wäre Vieles zu sprechen! — Ich, antwortete er, dünkte Weniges! Denn entweder glaubst Du, was durch die gewaltigste und sanfteste Kraft des Allerhöchsten die ganze

weite, in die tiefste Abgötterei und in die Schändlichkeit aller Laster versunkene Welt glaubte und seit achtzehn Jahrhunderten ununterbrochen glaubt, oder Du glaubst es nicht. Glaubst Du es und thust darnach, dann bist Du ein Liebhaber der wahren Weisheit, ein wahrer Philosoph; glaubst Du es nicht, sondern ziehst Du den Dünkel des aufgedunsenen Zeitgeistes und gottloser Irreligion der göttlichen Lehre vor, so kennst Du solche nicht: und dann geh' hin und lerne sie in ihren Quellen und bei denjenigen, welchen sie übergeben ward, nicht aber bei ihren erklärtesten Todfeinden kennen, und sicht nicht als ein Don Quixote gegen Windmühlen! Denn hast Du, der Du so viele Schmachschriften gelesen, Dir je die Mühe gegeben, die Religion in ihren eigenen Lehrbüchern aufzusuchen, und Deine Zweifel einem gelehrten Theologen vorzutragen? Und dann sag' mir, der Du die Worte Obscurantismus, Aberglauben und Pfaffen-
 trug mitgebracht hast, und solche, nimm mir's nicht übel, so prahlend im Munde führst: was bieten den Diejenigen, die Dich diese Ausdrücke lehrten, denen zum Ersatz, welchen sie durch ihr nagelneues Licht die Frömmigkeit, den Glauben an einen richtenden Gott, der Gutes belohnt, Böses bestraft, den Eifer für gute Werke, die Reinigkeit des Gewissens und den innerlichen Frieden hinweggluchten wollen? — Einen blinden und tauben Gott, der eine ganz

mangelhafte Welt erschuf, um Tugend und Laster sich nicht kümmert, und der, wie Dein noch nicht ganz verkehrter Sinn Dich richtig lehrte, gar kein Gott ist? — Und haben sie einmal einen solchen Gott eingeführt, dann stehen allen Lastern Thor und Thüre offen; dann sind Hurerei, Ehebruch, Mord, Meineid, Raub, Lücke, Lügen und alle Schandthaten nur menschliche Schwächen und die gerechten Strafen dafür sind Unordnungen und Dissonanzen in der Welt; und dann stehen sie mit ihrer begränzten und verfinsterten Vernunft und können das so handgreifliche Räthsel der Züchtigung, der Prüfung und der göttlichen Vorsehung nicht lösen. Hätte nicht früh angewöhnte Frömmigkeit, ein natürlicher Geradsinn und des wahren Gottes milde Barmherzigkeit Dich vor den ungeheuren Folgen dieser Lehre bewahrt, wahrlich, mein Oswald, es stünde schlimm um Dich!

Der arme Oswald stand wie angedonnert, kleinlaut und glich einem armen Sünder vor seinem Richter. Er fühlte es innig tief, daß der alte Herr es redlich mit ihm meinte und mancher seiner Pfeile hatte sein Herz getroffen. Nur die Furcht, sein alter Gönner möchte ihn für noch schlimmer halten, als er es war, bewog ihn, noch einen Nothschuß zu thun, und er sprach mit gedämpfter Stimme: Herr van den Ulmen, jeder rechtliche Mensch bewahrt doch gewiß, was immer

sein System sei, einige Grundsätze der Sittlichkeit und verwahrt sich vor den schwarzen Lastern, die Sie da zu nennen beliebten! — Er aber antwortete: Erstens sind Menschen, die an einen solchen Gott glauben und Andern das kostbare Pfand des übernatürlichen Lichtes rauben wollen, um ihnen dafür ihr Irrlicht und die Versicherung einer künftigen Auflösung in den großen Organismus oder eine glänzende Stelle in einem bessern Planeten oder im Sirius zu bieten, von wo sie sonder Zweifel Asscuranz-Karten erhielten, keine rechtlichen Menschen, sondern wahre Räuber, ja weit ärger als Straßenräuber. Bewahren sie sich aber in so honetten Grundsätzen, dann sind sie nicht einmal so consequent.

Denn aus dem Princip dieser Gottlosigkeit erfolgt geradezu, daß der Mensch Alles aufbiete, um in diesem spannenlangen Daseyn so glücklich zu werden, als immer möglich, und sollte er durch Raub und Mord dazu gelangen, *quia post mortem nulla voluptas*. Die Zeit hat es anscheinlich bewiesen, wohin diese honetten Grundsätze führen; denn wer kann das namenlose Elend in so vielen Familien und die Selbstmorde unserer unglücklichen Zeit aufzählen? Und wann war je ein Zeitalter ausschweifender als das unsrige, das mit so liberalen Grundsätzen prahlt? — Verirren sich aber nicht Alle so weit, so kommt dieß wohl nur daher, weil bei meh-

veren nur der Kopf und nicht eben so das Herz vergiftet ist und sie daher auch nicht so arg, sondern nur eitel sind, nicht für ungebildet gelten wollen, und sich etwas auf ihre grandiosen und luminösen Ansichten einbilden, durch die sie über den frommen Pöbel erhaben stehen. Ich könnte Dir sogar Einen nennen, der zu meiner Freude zur Anzahl der Letzteren gehört. — Ein eintretender Diener des Hauses unterbrach das Gespräch und berief die beiden Herrn zum Abendessen, das im Garten aufgetragen war, wo auch die Mutter und die Schwester Oswalds sich befanden. Dabei berichtete er, der ehrliche Aaron sei wieder da gewesen, und habe sich mit aller Gewalt eindringen wollen, erbitte sich auch die Gnade, heute noch aufwarten zu dürfen. — Der Justizrath verwies es dem Diener sehr scharf, daß er den ehrlichen Mann nicht sogleich angemeldet, gab ihm den gemessensten Befehl, den Aaron, sobald er käme, unverzüglich vorzulassen, und begab sich mit Oswald in den Garten hinab.

Drittes Kabinettstück.

9.

Der ehrliche Aaron.

Der Abend war heiter, die Gesellschaft saß rings um den ländlichen Tisch gruppiert; die Frauen besprachen sich über häusliche Angelegenheiten, der alte Herr scherzte mit den Töchtern, Oswald aber saß nachdenkend und in sich gekehrt, wie Herkules am Scheidewege. Die Frauen sahen es ihm wohl an, daß Etwas in seinem Innern vorgehe; doch wußten sie es nicht zu deuten und Adeline blickte zuweilen verstohlen nach ihm; doch er selbst schien nichts zu sehen noch zu hören. Sein Trübsinn drohte die ganze Gesellschaft zu ergreifen, als der Diener den Juden Aaron anmeldete, und da der Justizrath solchem die Weisung gab, den guten Mann ohne weiteres in den Garten zu lassen, waren gleichsam Alle froh, daß die Unterredung eine andere Wendung bekäme. Denn sie waren dem alten Manne gut, kannten ihn seit langen Jahren und wußten manchen Zug von ihm, der dem Herzen des besten Christen Ehre gemacht hätte. Er trat mit demüthiger Verbeugung ein. Sein Anblick erweckte Vertrauen; denn die Ehrlichkeit war in seinem Gesichte wie abgebildet, so daß er auch nur der ehrliche Aaron selbst von Jenen genannt

wurde, die diesem Wundervolke eben nicht hold waren. Gib her, mein guter Alter! sprach der Justizrath zu dem Eintretenden, und nahm ihm die Belege zu seinen Prozeß-Acten ab; morgen kommt Deine Sache im Rathe vor und ich hoffe Du wirst sehen, daß noch Gerechtigkeit in der Welt ist. Oswald blickte den Mann an und wundersam genug, erheiterte auch er sich bei seinem Anblicke; die Dame des Hauses aber schenkte ihm ein Glas perlenden Rheinweins ein und sprach: Da nimm, Freund Aaron und trinke auf unsere Gesundheit! Der Jude zierte sich nicht, nahm das Glas mit Reverenz, und sprach: Gestrenge Frau, Se sollen lang läben und die ganze löbliche Gesellschaft alle mit anander!

Da er nun getrunken hatte, sprach Oswald: Weißt Du auch, Alter, daß Du das Gesetz Moysis übertreten hast? — Wie so, junger Herr? — Hast Du doch Wein getrunken, der nicht koscher ist! — Verzeihn Se mer, junger Herr, davon steht nix im Gesetz Moyses, das steht nur im Talmüd, und der is ka göttlich Gesetz. — Die Frauen lachten; auch der Justizrath lachte, und sagte dem Oswald ins Ohr: Sieh' einmal, wie consequent Du bist: Du pochst beständig, daß man über die Vorurtheile des Volkes erhaben seyn soll, und nun dieser Mann über die Vorurtheile seines Volkes erhaben ist, nimmst Du Ärgeriß daran!

Oder gilt etwa dieser Grundsatz nur für uns Christen, daß wir das Heiligste und Ehrwürdigste hinwegwerfen sollen, was Du Vorurtheile nennst? — Oswald erröthete; doch half diesmal ein glücklicher Gedanke ihm aus der Verlegenheit und er sprach: wenn das so ist, so hast Du freilich Recht, denn die Talmudisten können sich mit Moyses nicht messen, das war ein ganzer Wundermann! — Aaron sah ihn mit großen Augen an und gab ihm zurück: Der Moyses, junger Herr, muß freilich ä großer Wundermann gewest seyn, sonst hätt er die Jüden nitt durchs rothe Meer geführt und verzig Jahre das ganze Volk mit Manna vom Himmel gespeißt und ihne Alles vorhergesogt, was viele hündert Jahr hernach geschehen is. — Wer hat Dir das gesagt? — Wer's gesagt hat? Das sogen Ihne jezt noch mehr als zwanzig Millione Jüden, die auf der Welt seyn, und die habe 's von ihre Vätere, und die wieder von ihre Vätere, und so weiter bis ze Zerföhrung Jerüsalem, und von der Zerföhrung Jerüsalem bis zum König David un die Propheten, wo Se 's selber lese können nu von de Propheten bis wieder zu Moyses! — Mein guter Aaron, wer weiß, wie sich dieß mag verhalten haben und was Moyses dem Volke damals weiß gemacht hat! — So! glaben Se, der Moyses hätt könne am ganze Volk weis machen, daß se wärn gange durchs rothe Meer, un daß se wer'n verzig Jahr in der Wüste

gewest un hätte gessen Manna vom Himmel, wenns nit woher gewest wär? do kenne Se de Jüden nit, wenn Se se vor so dumm halten.

Die ganze Gesellschaft brach bei diesen letzten Worten in ein lautes Gelächter aus. Der Justizrath aber wandte sich zu ihm, und fragte: Aber sag mir, Aaron, warum haltet ihr den jetzt euer Geseß nicht mehr wie ehemals? — Das könne mer nit mehr halten, gab dieser zurück, weil mer kã Opfer nit mehr bringe därfen un ach kã Arch des Bunds un kã Altar nit mehr hoben. — Wo sind denn diese hingekommen? fragten die Frauen. — Die seyn zu Jerusaleem mit sammt de Tempel verbronnen. — Aber warum bauet Ihr den Tempel nicht wieder auf? — Den können alle Menschen mit anander nit mehr bauen! — Und warum nicht? — Drum nit, weil der Herr Gott gesagt hat, daß wer werden seyn ohne König und ohne Tempel un zerstreut unter alle Völker bis an's End der Welt. — Woher weißt Du das? fragte der Justizrath nicht wenig erstaunt. — Das steht in de Bücher Moyses un in de Propheten geschrieben. — Hast Du die Propheten gelesen? — Gott vergelt's mein Botern, er hat mich gut hebräsch lerne lassen. — Wenn Du die Propheten gelesen hast, fuhr der Justizrath fort, so sag' mir, was hältst Du von dem Messias? — Ich hoff ze Gott, daß ich werd in Himmel komme durch de Messias? — Die Propheten sage gor viel von ãm; se sagen, daß

er werd seyn ä großer König und sagt ach, daß er werd viel leide müssen un daß ebe darum das Volk, das en werd tödten, das werd verworfen seyn bis an's Ende der Welt. — Aber sag' mir, wenn Du das Alles weißt: wie kannst Du da noch ein Jude bleiben? — Erlaben Se mer, gestrenger Herr, ich hab ach nit gesagt, daß ich alleweil ä Jüd bleiben will! — Die Gesellschaft sah bei diesen Worten einander erstaunt an; Oswald aber, der Erstaunteste aus allen, rief: Was, Du willst den Glauben Deiner Väter verlassen? dann bist Du kein Mann von Grundsätzen! — Se seyn, wie ich seh, ä höchst gestudirter junger Herr, antwortete Aaron, drum will ich Se bitten, daß Se so gut seyn, un daß Se mer sagen, was das seyn, Grundsätz? — Grundsätze in moralischer Beziehung sind Regeln, dem erkannten Guten als solchem zu folgen! — Na so thu ich das, wenn ich ä Christ werd! — So ist der alte Bund nicht gut gewesen, und Gottes Willen war veränderlich, weil Er einen neuen gegeben, für den Du den alten verlassen willst? — Gott soll bewahren, der alte Bund is gut gewest, un ach der neu is gut, un Gott hat sein Wille nit geändert! — Wenn du denn also den alten Bund als gut erkennst, warum bleibst Du denn nicht dabei? — Weil der alte Bund nur die Verheißung is, un die hat Gott erfüllt im neuen Bund! — Alle erstaunten außs neue über die so bländige Antwort; Der alte Herr erfreute sich

herzlich, daß der schlichte Mann den Philosophen zum Schweigen gebracht hatte, und fuhr theilnehmend fort: Sag' mir, Aaron, was hat dich auf den Gedanken gebracht, das Judenthum zu verlassen? — Ich muß Ihnen sagen gestrenger Herr, daß mer, wie ich die Propheete gelesen hab, ä Licht is aufgangen; weil se alle sagen, daß unser Volk is verwörft worden wegen ä große Sünd, und als ich gesucht hab, was dieß vor ä Sünd wär, da hab ich im Daniel gefunde, weil es den Gesalbte getödt hat. Da hab ich angefangen, Gott rechtschaffen um sei Gnad ze bitten, un das thät ich alle Tag. Un da habe ich nachgerechnet, wie lang unser Volk scho verworfen wär, un da hab ich gefunden, daß es grad so lang is, als Christ is ze Jerusalem getödt wor'n, und da hab ich mer gedacht, das müß doch der Messias geweest seyn. — Weißt Du aber auch, fragte von den Ullmen weiter, warum deine Väter den Herrn gekreuziget haben? — Weil Er gesagt hat, daß Er der Sohn Gottes wäre! — Wenn Er aber, fiel Oswald ein, nicht der Sohn Gottes war, wie dann? — Ich denk mer so, junger Herr: Eintweder seyn der Moyses und die Propheeten wohr, oder se seyn nit wohr. Seyn se, was Gott verhüte wöll, nit wohr, so därf ich ká Stund ä Jüd mehr bleiben, weil der Mensch gottlos is, wenn er de Lug erkennt un se doch vor wohr halt. Seyn se aber wohr, so müß ich a Christ werden, weil der

Messias künmen is, un is getödt worden, wie die Propheten gesagt haben: is er aber darum getödt worden, weil er gesagt hat, daß er wär der Sohn Gottes, so is er's ach geweest; weil er nit wär getödt worden, wenn er's nit gesagt hätt. Is er aber der Sohn Gottes, so muß ich ach glauben, was er gelehrt hat. — Oswald erstaunte abermal und die Worte wirkten gleich einem blendenden Blikstrahl auf ihn; der alte Herr aber fragte: Sag' mir, Aaron, wer hat dich so bündige Antworten gelehrt? — Ich muß Ihnen sagen, gestrenger Herr, gab der Jude zur Antwort, daß ich viel Tag lang nachgedenkt un ach gelesen hab, weil mer so än Schritt bedenken thut, wo sichs um die Ewigkeit handelt; ach nehm ich scho seit drei Wochen Unterricht beim Herr Pfarrer, un wenn S'es gütigt erlaben, so hätte ich ä große Vitt. — Wenn ich Dir dienen kann, so sag' frei heraus, was Du willst. — Ich soll jetzt bald getaft werden, und macht Euer Gestreng bitten, wenn Sie mich mächten zu der Laaf führen! — Sag mir voverst, Aaron, fuhr van den Ulmen fort, warum willst du dich lieber bei uns in der Katholischen Kirche, als in einer andern christlichen Gemeinde taufen lassen, es gibt ja derselben noch mehr? — Gestrenger Herr, es is ä mol ä großer Herr geweest, der hat sich ä Bild vor sei Kabinet wolle malen lasse, un hat viel Maler dazu bestellt, un hat ze äm jede gesagt, er soll äm das un das

un das Bild malen. Als se nun alle ihr Bild haben gemolt gehabt, da hat er alle Bilder in sein Saal stelle lassen, un hat jede Maler allein zu sich gerufn, un hat ihm gesogt: Gehn Si doch in de Saal un hole Se mer das schönste Stück herein. Un do is ieder Maler hingangen un hat sei eigen Bild gebracht.

— Un do hat der große Herr ze äm gesagt: Zest seyn Se so gut, un holen Se mer ach das herein, was nach dem Ihrigen das schönste is: un do hat de Maler alle Bilder gut angeschaut un hat äm das herein gebracht, was er vor das best gehalten hat. Und so hat er ze äm jeden gesagt, un jeder hat äm das nähmlich Bild herein gebracht. Und do hat der groß Herr erkennt, daß das das beste Bild ist, un hat die andern bezahlt; das Bild aber hat er allein in sein Kabinet aufgehengt. Nu muß ich Ihnen sagen, hab ich's grad so gemacht wie der groß Herr; un wie ich ä mal so weit war, daß ich hab wollen Christ werden, do hab ich bei de bravste Leut von andere Religionsperthein so gefragt, was vor ä christliche Religion die beste wär, un do hat mer ä jede die seinige genennt; un als ich ihn gefragt hab, was vor äne nach der seinigen die beste wär, do hat er mer die katholische genannt. Wie ich aber das gehört hab, do hab ich mer gedächt, das ist die beste, un hab ach gefunden, daß se mit de Apostel angefangen hat, die von ünser Volk seyn ausgegangen. Ich hab ach Bücher gelesen un hab gesehn, daß die an-

dere christliche Religion alle seyn ausgegangen von der katholischen Kirch, se haben aber nit lang gedauert, auf's höchst zwa oder drei hundert Johr, un seyn wieder verschwunden; und do hab ich mer gedacht, es werd mit den andern ach so gehen, die aber is ze alle Zeit gewest un werd ach bleiben bis an's End der Welt, wie's der Messias vorausgesagt hat.

Alle hörten den Juden mit Verwunderung an: Oswald aber fragte, wie aus einem Traum erwachend: Haben denn die Leute, die Du befragt hast, die katholische Kirche Dir so unbedingt gelobt? — Na, junger Herr, se haben mer gesagt, 's wär ä güte Religion, aber se wär streng un 's wär viel Uberglauben drin. — Und Du hast Dich doch dazu entschlossen? — Ich hab mer gedenkt, wo guter Weitz ist; da muß wohl ach Spreu seyn, aber die kann mer wegblasen! hernach hab ich mer gedenkt, daß diese Leute nit die beste Freund von de Katholiken seyn. Wie ich mich aber bei de Katholiken selber erkundigt hab, da hab ich gefunden, daß vieles gar nit wahr is, un daß das lauter schöne Gebräuche un große Gnaden Gottes seyn, von dene mer ach selber an Theil im alten Bund hatten, als daß mer durch Fasten und Gebet sich von Sünderstrafe reinigen kann, daß mer Gebet und Opfer vor die Verstorbene bringt, daß mehr die Gebein von Solche verehrt, die bei Gott im Himmel seyn un dergleichen mehr. Un do hab ich erst gesehen, daß die ketho-

lische Religion die schönste von allen ist; un daß, die se schimpfen, se gar nit können. — Der Justizrath drückte dem ehrlichen Aaron die Hand und beschied ihn wegen der Antwort auf den folgenden Tag. Und da es bereits spät geworden war, trennte sich die Gesellschaft; und sie sagen einander eine freundliche gute Nacht und schieden unter mancherlei Gedanken von einander.

10.

Ährenlese.

Oswald ging mit starken Schritten in seinem Zimmer auf und nieder, und noch spät nach Mitternacht brannte Licht auf seinem Tische. Er schien mit sich selbst in großem Kampfe begriffen. Desgleichen blieb auch die Familie van den Ulmen noch länge wach und man besprach sich mit großer Herzensfreude über den ehrlichen Aaron. Dieß Volk, sprach der Justizrath, ist ein wandelndes Wunder und ein lebendiges Zeugniß des Glaubens, und wem sie die Augen nicht öffnen, der ist blinder als ein Blindgeborner. — Die freundliche Adeline machte die fromme Bemerkung, wie Gottes Güte Niemanden zu Grunde gehen lasse, der Ihn aufrichtig suche und vom Herzen zu Ihm flehe. — Darin eben liegt's, sprach ihr Vater, und man darf als gewiß annehmen, daß die Verderbtheit unsers Zeitalters keinaher einzig daher rührt, weil es bei den Meisten

von dieser gottseligen Übung abgekommen ist. Denn woher soll uns Barmherzigkeit und Segen kommen, wenn nicht von dem Geber alles Guten? wie aber soll Er sich unser erbarmen, wenn wir Seiner nicht gedenken, das Gebet als unnütz verwerfen, Ihn nicht anrufen, und glauben, daß wir Alles selbst aus uns vermögen und Seiner Hülfe nicht bedürfen? Denn das Gebet ist der Schlüssel zu allen Gnaden, und schließt den Schatzkasten Gottes auf. Die Demuth aber ist die Hand, die die Gnaden herausnimmt.

Unsern jungen Leuten, fiel die Dame des Hauses ein, fehlt es jedoch leider an beiden, an Andacht und an Demuth, und man muß zittern, wenn man sie zu höhern Studien in die Ferne schickt, denn meist kommen sie als verkehrte Schwindelköpfe zurück. — Ach, lieber Vater, sprach Adeline seufzend, Oswald hat sich sehr geändert, ich kenne ihn gar nicht mehr und kann ihm wahrhaftig nicht gut seyn, wenn er es so fort treibt! — Ich wette, fuhr der alte Herr fort, Euer Groll hat keinen andern Grund, als daß er Euch keine tiefen Bücklinge macht und Euch das Händchen nicht leckt! — Ich habe keinen Groll gegen ihn, antwortete die Dame, aber einen ganz gewaltigen gegen seine Manieren, gegen den schneidenden Ton, den er mitgebracht hat und gegen den Hohn, mit welchem er über Alles Heilige und Ehrwürdige lächelt. Konnte er doch nicht ein-

mal den ehrlichen Aaron in Ruhe lassen, und wollte auch ihm die Religion hinwegspotten. — Nun, sprach der alte Herr, so hast Du doch eclatante Satisfaction erhalten; denn der köstliche Aaron hat ihm eine Vorlesung gehalten, an die er lange denken wird und für die ich ihn beinahe herzlich umarmt hätte. Und glaube mir, sie hat gewirkt, denn er ist ganz nachdenkend geworden. Wer weiß, was er im Schilde führt? gab die Dame zur Antwort. — Hast Du denn nicht bemerkt, erwiederte van den Ulmen, daß er zuletzt nicht sowohl Einwendungen gestellt und gefragt hat, um zu spotten, als vielmehr um zu hören, wie der Neophyt sie lösen würde? — Das ist mir selbst aufgefallen, sprach Abdelinde, und ich habe ihm die Bewunderung angesehen, als der gute Aaron erklärte, worin der Aberglaube bestände, dessen unsre Gegner uns beschuldigen. — Auf fremden Lehranstalten, schloß der alte Herr, ist Umgang mit so manchen verkehrten und lockeren Gefährten beinahe unausweichlich; aber ein Mensch, der von Kindheit auf Grundsätze der Frömmigkeit eingesogen hat, kommt früher oder später gewiß zu sich, und wird dann erst ein solider Mann, wenn er das Wahre vom Falschen zu unterscheiden weiß. Habet also noch einige Geduld mit ihm und mit Euch und Ihr werdet sehen, daß ich Recht habe. — Das gebe Gott! seufzte die Dame; und hierauf erhoben sie sich fried-

lich, und begaben sich nach einem stillen Abend-
gebet, in das sie auch ihn einschloßen, zur Ruhe.

11.

Übernatürliches Licht.

Oswald warf sich in das practische Geschäfts-
leben, d. h. er practicirte beim Stadtgerichte und
arbeitete mit musterhaftem Fleiße. Seine Besuche
bei Verwandten und Bekannten wurden sparsamer;
allein jeden Abend war er richtig in der van den
Ulmen'schen Familie. Dieß fiel indessen um so we-
niger auf, als die Verbindung der beiden Häuser
bekannt war und man wohl wußte, daß die schöne
und reiche Adeline der Magnet war, der ihn dort-
hin anzog, wiewohl auch Mancher und Manche die
Ursache seiner Zurückgezogenheit darin finden woll-
ten, daß er mit sich selbst in Widerspruch gerathen
sei, und ihrem Spott ausweiche, weil der ehren-
feste van dem Ulmen ihn in die Klemme getrieben,
und er sich nun nicht mehr getraue, seine eigent-
lichen Ansichten frei, wie vorhin, auszusprechen.
Was an diesen Vermuthungen Wahres sei, über-
lassen wir dem Urtheile der Leser; so viel wissen
wir indessen, daß die Dame des Hauses und Ade-
line nicht mehr über ihn klagen, da die sonst so
beliebten Ausdrücke: Aberglaube u. s. w. seit einiger
Zeit nicht mehr über seine Lippen gekommen sind.
Als er aber am Tage nach jener abendlichen Con-

ferenz mit dem ehlichen Aaron zu dem Herrn in das Bilder-Kabinet kam, fand er ihn eben in die Acten vertieft und er theilte ihm die Papiere mit, die diesen Ehrenmann betrafen. Oswald las solche flüchtig durch, und gab sie mit den Worten zurück: Das ist in der That ein wahrer Israelit ohne Falsch, der alle Achtung verdient! Sein Übertritt wird unter den Juden große Sensation erregen! — Das glaube ich selbst, sprach der alte Herr, doch daran ist ihm wenig gelegen; denn Du hörtest ja, was er gestern sagte, daß es eine Ewigkeit gilt! — Ja wohl, ich selbst erstaunte über das bündige Raisonnement dieses einfachen Mannes; es fehlte nicht viel, so hätte er mich selbst zum Glauben bekehrt! — Wenn er Dich nicht überzeugte, so ist es seine Schuld wahrhaftig nicht und es lag einzig an Dir! — Wie so? — Soll ich es Dir aufrichtig sagen? — Weil Du nicht demüthig bist, und Gott nicht um sein Licht anrufest, wie er; denn der wahre Glaube ist ein großes Geschenk Gottes, den nur das demüthige Gebet erfleht. — Der Glaube, Herr van den Ulmen, muß bei mir durch die Vernunft eingehen! — Die Vernunft muß freilich das ihrige thun, d. h., sie muß ihre ganze Kraft aufbieten, zu untersuchen, ob Gott eine Wahrheit wirklich offenbaret hat; hat sie sich aber einmal hiervon überzeugt, dann ist es die stolzeste Vermessenheit, untersuchen zu wollen, ob auch wahr sey, was Gott

groffenbaret hat, da die unendliche Weisheit Gottes unendlich mehr zu wirken, als der schwache menschliche Verstand zu begreifen vermag! — Warum sind denn aber so Viele, die bis zu dieser Überzeugung gelangten, wieder vom Glauben abgewichen, außer darum, weil sie späterhin zu anderer Überzeugung gelangten? — Ach nein, mein Freund, Viele sind von dem erkannten Glauben abgewichen, nicht weil sie zu besserer Überzeugung gelangten, sondern weil die Forderungen des Glaubens ihrer Sinnlichkeit unbequem fielen: denn das nämliche Licht, das die Wahrheiten des Glaubens zeigt, zeigt auch unerläßliche Pflichten, und verdammt unreine und ausschweifende Sitten, welche die Schrift Werke der Finsterniß, und auch ganz einfach Finsternisse nennt. Und weil so viele Menschen diese Finsternisse mehr lieben als das Licht, daher der Abfall von dem unbequemen Glauben. »An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!« sprach der Herr. Wenn Du den Schlüssel zu diesem Geheimnisse haben willst, so betrachte einmal die Laster so wohl einzelner Menschen als ganzer Völker, die dieß göttliche Licht des Glaubens verloren haben; wende Deinen Blick nur auf die Länder des Orients und auf das nördliche Afrika vor ihrer Unterjochung unter fremde Botmäßigkeit; von den neuern Zeiten gar nichts zu sagen! —

Viertes Kabinetsstück.

12.

Die unsichtbare Hand.

Oswald wurde nachdenklich, und da der Justizrath noch einige Arbeiten vor sich hatte, betrachtete er indessen die Gemälde des Kabinetts. Manche sonderbaren Bilder waren deutliche Vorlesungen; das erkannte er wohl auf den ersten Blick; doch bemühte er sich vergeblich, den verborgenen Sinn anderer zu errathen. Er war bereits bis an die Gemälde der letzten Wand gekommen, als ein ganz wunderbares kleines Architekturstück in Rembrand's Manier seine volle Aufmerksamkeit anzog. Das magische Hell Dunkel einer gothischen Kirche erhöhte das grelle Licht, das einen weißen marmornen Sarkophag beleuchtete, der im Innern derselben stand, und worauf das Wort MISER zu lesen war. Ganz in die Anschauung der täuschenden Perspective vertieft, dachte er bei sich, der alte Herr habe sicherlich den Verlauf des ganzen menschlichen Lebens in diesen Bildern stufenweise darstellen wollen, und mit diesem Bilde, das ein Grabmal darstellte, den Cours des Lebens beschloffen; und dieß sagte er ihm auch, als der Justizrath endlich die Acten niederlegte, und sich erhob, um ihm Gesellschaft zu lei-

sten. — Du hast, antwortete dieser, Vieles übersprungen, und bist auf Einmal dahin gekommen, wohin ich Dich nur allmählig habe führen wollen. Da Du aber nun schon einmal da bist, so sag' mir, wie gefällt Dir das Bildchen? — Es ist ein wahres Kleinod und erklärt sich auch ziemlich von selbst: nur begreife ich nicht, was diese geheimnißvolle und geisterartige Hand bei dem Worte miser bedeuten will: sie erinnert an das Mane, Schemel, Phares! — Du hast so Unrecht nicht, es ist in der That eine geisterartige Geschichte. — Greift sie etwa auch in die Verhältnisse Ihres Lebens ein? — Dieß eben nicht; es ist bloße Darstellung eines sehr denkwürdigen Ereignisses, dessen Wahrheit ich Dir zwar nicht eigentlich verbürgen kann; doch liegt der Sache selbst eine so innertliche Wahrheit zum Grunde, daß ich mir sie zu meiner Betrachtung malen ließ. Denn da die Geschäfte mir wenig Zeit zum Lesen gönnen, vertreten diese lebendigen Darstellungen mir die Stelle großer Bücher. — Oswald lächelte über diesen etwas seltenen Gebrauch der Bildersprache; der alte Herr begann: Du siehst, dieß prächtige Monument aus Marmor steht in einer gothischen Kirche. Es soll dieß eigentlich die alte Stiftskirche zu Fulda vorstellen; denn die Chronik nennt diese Stadt als den Schauplatz des wunderbaren Ereignisses; und es wird dasselbe von einem jungen Manne erzählt, der, wie man zu sagen pflegt, den

Glauben, doch nicht die Werke des Glaubens hatte, d. h., dem Glauben nicht gemäß lebte; und daher noch strafwürdiger als ein Heide war. Er hielt sich nämlich unter andern auch eine schöne Dirne im Hause, und lebte lange Zeit mit ihr in geheimen Freuden, die ihm aber unendlich vergällt wurden; denn er fiel plötzlich in eine so schwere Krankheit, daß die Ärzte ihn sogleich ermahnten, Sorge für sein Haus zu tragen, und sich für die große Reise in die Ewigkeit zu bereiten. Der Mann ward, wie Du leicht erachtest, bei dieser Nachricht erschüttert; doch schickte er sich ernstlich an, sich mit Gott zu versöhnen und beschloß, die Zuhlerinn aus dem Hause zu entfernen. Sie jedoch weigerte sich auf alle Weise, diesem Befehle sich zu fügen, und brachte es durch Bitten, Thränen und Stebkosungen dahin, daß sie von ihm die Zusage erhielt, in seiner Nähe bleiben zu dürfen, und wich nicht von seinem Bette. Indessen nahm die Krankheit immer mehr überhand, und mit jeder Stunde kam er der furchtbaren Ewigkeit näher. Sein Gewissen ward von der furchtbarsten Angst gefolttert und er rief in der Bitterkeit seines Herzens: *Miserere mei Deus!* Dieß waren seine letzten Worte, mit welchen er unter den kläglichsten Geberden seine Seele aushauchte.

Er war aber kaum verschieden, so versammelten sich seine Verwandten, und Niemand zweifelte, daß der barmherzige Gott diesen letzten Seufzer sei-

nes Herzens erhört habe. Sie bereiteten ihm also, weil er sehr reich und von großem Hause war, ein glänzendes Leichenbegängniß, und ließen ihm ein prächtiges Denkmal aus Marmor setzen, auf welches sie, um auch der spätesten Nachkommenschaft ein Zeugniß der bußfertigen Gesinnungen zu hinterlassen, in welchen er sein Leben beschloßen hatte, die drei Worte in goldenen Buchstaben setzen ließen: — Miserere mei Deus! — Da nun das Denkmal fertig und gesetzt war, strömte das Volk neugierig hinzu, um dasselbe zu sehen. Denke Dir aber das Erstaunen, als sie die ganze Inschrift erloschen und statt derselben nur die zwei Anfangssylben des ersten Wortes: miser, fanden! — Seine Angehörigen säumten nicht, die Schrift auf's neue in den Stein graben und vergolden zu lassen; doch sie verschwand abermals, bis auf dieß eine schreckliche Wort! Sie versuchten es sogar zum dritten Male; aber auch dieser Versuch war vergeblich; und alle zitterten vor den verborgenen Gerichten Gottes.

13.

Ein paar Worte zur Zeit.

Oswald hatte ihn aufmerksam angehört und sprach: Als eine lehrreiche und ergreifende Parabel lasse ich mir dieß gefallen: Denn die einfache Schil-

derung wirkt an sich so gewaltig, daß sie keines Zuges bedarf; doch werden Sie wohl verzeihen, wenn ich die Wahrheit der Sache selbst sehr bezweifle. — Denke Dir davon, was Dich gut dünkt; ich ließ solche, wie gesagt, bloß zu meiner Betrachtung darstellen, denn die Erzählung hat tief auf mich gewirkt. Ich sage Dir aber, daß derlei Dinge sich wohl öfter ergeben haben und sie sind gleichsam eine Hand, die aus den Wolken ragt, um manche Sterbliche zu ermahnen; haben auch gewiß mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als so manche Spukgeschichten, die den Ungläubigen so große Furcht einflößen. Denn gerade in jenen Gegenden, wo du deine Studien vollendetest, geht diese abergläubige Furcht, welcher sie selbst bei Tage spotten, bis in's Lächerliche, und ich habe dort einen sonst sehr tapfern Kriegermann gekannt, der sich bei Nacht ungemein fürchtete, an einem gewissen Orte vorüber zu gehen, wo es nicht geheuer wäre; und als ich ihm meine Verwunderung hierüber bezeigte, sagte er mir ganz ernstlich: Vor Feinden kann ich mich wehren, aber nicht eben so vor Geistern! — Ich will Ihnen aufrichtig bekennen, daß dort selbst mir diese Furcht gleichsam inoculirt ward. — Urtheile also, sprach van den Mmen weiter, wie inconsequent diejenigen sind, die an solche Dinge glauben und die erwiesensten Wunder verwerfen! — Aber erlauben Sie, fiel Oswald ein, wer wird wol in unserm aufgeklärten Jahrhun-

dert noch an Wunder glauben! — Mein Freund, jedes Jahrhundert hält sich für das aufgeklärteste, jedes weigert sich sehr ernstlich, an Dinge zu glauben, die alle Kräfte der Natur übersteigen, und keines glaubt dieselben, ohne die überzeugendsten Beweise, wie auch der schlichte Aaron dir neulich sehr richtig sagte, daß Du Dich sehr irrest, wenn Du glaubst, die Juden seien so albern gewesen, zu glauben, sie wären durch das rothe Meer gegangen, hätten vierzig Jahre hindurch das Manna in der Wüste gegessen und Anderes, wofern dem nicht also gewesen wäre. — Um diese Dinge zu glauben, Herr van den Ulmen, müßte man wahrhaftig dabei gewesen seyn. — Auf solche Weise könnte man durchaus kein historisches Ereigniß glauben, wofern man nicht dabei zugegen wäre? Mein Oswald, Thatsachen, die im Angesicht einer ganzen Nation geschehen sind, wagten nicht einmal die entschiedensten Feinde der Offenbarung zu läugnen. — Man weiß aber auch, was für eine Bewandniß es mit diesem Wunder hat. Es wehte nämlich ein gewaltiger Wind, der durch seine Kraft das Meer durchschneidet, theilte, und die Gewässer desselben auf beiden Seiten aufrecht hielt, und zur Zeit der Fluth den Meeresboden austrocknete. Dieß konnte ganz natürlich zugehen, und es bedarf keines Wunders dazu! — Mein guter Oswald, daß Feinde der Offenbarung ein Märchen erfanden, das noch schwerer zu glauben ist, als das

Wunder selbst, darüber wundere ich mich nicht im geringsten; denn sie kommen gar oft mit sich selbst in Widerspruch; weil blinde Wuth und Leidenschaft ihre Feder führt. Daß aber auch Du ein so schlechter Physiker bist, und auf Treue und Glauben solcher leichten Schwäger annimmst, dieser vorgebliche Wind habe blos in gerader Linie und zwar so gewaltig geweht, daß er das Meer durchschneite, und die Gewässer von beiden Seiten viele tausend Klafter hoch gleich Mauern festhielt, ohne dabei im mindesten an den Küsten zu wehen; ja, dieser nämliche furchtbare Sturm sei dabei dennoch, ob er auch vom Aufgang kam, und also den Israeliten mit ganzer Gewalt ins Angesicht wehete, zugleich so wundersam milde gewesen, daß er sie nicht verschlug und fortwälzte, begrub und zerstäubte, sondern sie fünf bis sechs Meilen in aller Ruhe hindurch gehen ließ: darüber muß ich wahrhaftig mich gar sehr wundern; denn ein solche Ungereimtheit behaupten oder glauben, ist aus allem Lächerlichen das Lächerlichste.

Gleichwohl, sprach Oswald, müßte man, um zu behaupten, daß Etwas ein wirkliches Wunder sei, erst wissen, ob dasselbe alle Naturgesetze wirklich übersteige, und wer kann sich rühmen, alle Naturgesetze zu kennen? — Dieß, mein Freund, sprach der alte Herr, ist keinesweges nothwendig; denn wie verschieden auch diese Gesetze sind, kommen sie

dennoch immer von Einem Urheber, und Können daher auch nicht mit sich selbst im Widerspruch stehen; wie dieß auch in der That bei den Gesetzen des Falles, der Flüssigkeiten, der Gravitation, der Bewegung, sowohl in den Himmelskörnern als auf unserer Erde wirklich der Fall ist, weßhalb man auch mit großer Sicherheit Sonnenfinsternisse auf viele Jahre vorher sagen und unzählige Dinge bestimmen kann. Eben so wissen wir mit aller Sicherheit, daß ein Mensch, der wirklich todt ist, nicht zugleich auch lebendig seyn kann, und Anderes. Ob wir daher auch nicht alle Naturgesetze kennen, so wissen wir doch mit vollkommener Gewißheit, daß die Auferweckung eines Menschen, der bereits vier Tage lang im Grabe lag, und anfang, in Verwesung überzugehen, daß die Heilung eines Blindgeborenen, eines von Geburt an Taubstummen durch ein einziges Wort, alle Kräfte der Natur hoch übersteigt. — Aber, fragte Oswald, würde ein solches Wunder nicht einen wirklichen Schatten auf Gottes Unwandelbarkeit werfen? Denn so viel ist doch gewiß, daß, wenn man annimmt, ein Wunder übersteige alle Naturgesetze, solches ein Einbruch, eine Verletzung und Störung göttlicher, ewiger und unwandelbarer Gesetze wäre: dadurch aber käme Gott in Widerspruch mit sich selbst. Denn wie könnte Gott ein Gesetz geben, das unwandelbar und ewig seyn sollte, und das dabei zugleich wandelbar und verletzbar wäre?

— Sag' mir einmal, antwortete der alte Herr, was nennest Du hier göttlich, unwandelbar, ewig? In dem Sinne, wie die Naturgesetze, ist Alles göttlich, was von Gott erschaffen ist, und dennoch ist alles Erschaffene wandelbar. Gott gab diese Gesetze aus freier Wahl und ohne den mindesten Zwang und hätte eben so leicht auch andere geben können. Was ihre Ewigkeit betrifft, so heißt dieß doch wohl nichts anders, als, sie sind für die Dinge der Welt bestimmt, und in eben diesem Sinne sind sie auch unwandelbar, so lange nämlich Gott, der sie frei gab, sie auch frei bestehen läßt, weil Er dabei, wie gesagt, weder irgend einer Nothwendigkeit noch einem Zwang unterworfen ist. Und was vollends den Schatten betrifft, der dadurch auf Gottes Unwandelbarkeit fiel, so wäre dieß vielleicht der Fall, wenn er plötzlich und auf einmal Anders anordnete, als Er früher ~~s~~angeordnet hätte, ohne in seinem ewigen Gedanken vorherzusehen und zu bestimmen, was er in der Zeit thun würde, und in welchen Fällen Er zur Verherrlichung seiner Weisheit, seiner Allmacht, Freiheit, Güte oder Gerechtigkeit sich als unumschränkten und freien Herrscher der Schöpfung zeigen wollte. Oder glaubst Du vielleicht, Gottes Weisheit, Gerechtigkeit und Freiheit werde dadurch verletzt, wenn Er zur Bestätigung irgend einer übernatürlichen Wahrheit dieselbe mit dem Siegel seiner Allmacht prägte? — Gott gab uns zur Be-

urtheilung der Wahrheit die Vernunft, fiel Oswald ein, die ihrer Natur nach der erkannten Wahrheit beistimmt; dazu ist kein Wunder nothwendig! — Glaubst Du, erwiederte der alte Herr, es sei Gott etwa nicht möglich, uns andere Wahrheiten zu offenbaren, als solche, die unsere Vernunft im Stande ist, selbst zu entdecken; Wahrheiten, die unser natürliches Beurtheilungsvermögen übersteigen, ja die wir, wenigstens in diesem Leben, durchaus nicht begreifen können, und von deren Gewißheit wir nur dadurch versichert werden, daß Gott selbst sie offenbarte und verkündigte? — Das will ich nicht in Abrede stellen, sprach Oswald; denn es wäre absurd, zu behaupten, daß unsre Vernunft, die nicht unendlich ist, durch sich selbst alle Wahrheiten entdecken könnte. — Was aber von der Wahrheit gilt, fuhr van den Ulmen fort, das gilt auch von den Pflichten, die seine allerhöchste Oberherrschaft allein uns auferlegen kann. Denn da wir als seine Geschöpfe ganz von Ihm abhängen, kann Er uns allerdings Befehle ertheilen, und Pflichten von uns fordern, die durchaus keinen andern Grund und keine andere Richtschnur haben, als seinen absoluten, immer aber unendlich weisen und heiligen Willen. Nun frage ich Dich aber: muß in einem solchen Falle Gott nicht auf so deutliche Weise sprechen, daß wir seine Sprache von jeder andern sicher und auf das bestimmteste unterschei-

den? — Allerdings! — Welche Sprache aber ist deutscher, und gibt den Urheber, den allerhöchsten Herrn und Lenker der Natur, klarer zu erkennen, als Wunder?

Ein Wunder, sprach Oswald, ist eine That, die, wie Sie selbst bekennen, alle Naturgesetze übersteigt, folglich etwas ganz Übernatürliches. Etwas dieser Art zu erfassen aber, dazu haben unsere Sinne kein Verhältniß und dennoch beurtheilen wir dasselbe bloß nach den Sinnen, die so vielfältigen Täuschungen unterworfen sind! — Nicht also, mein Freund! Wir beurtheilen so wohl natürliche als übernatürliche Ereignisse und die Umstände derselben durch die Vernunft, und nicht durch die Sinne. Die Sinne empfangen zwar den Eindruck, den die Thatssache auf sie wirkt; aber die Vernunft beurtheilt, ob dieselbe natürlich oder übernatürlich ist. Die Sinne sahen, daß Lazarus starb, daß er vier Tage im Grabe lag und mit einem schweren Steine bedeckt war; eben dieselben Sinne sahen auch, daß der nämliche Lazarus, nachdem er vier Tage im Grabe gelegen hatte, wieder auflebte; aber die Vernunft urtheilt über die Thatssache und erkennt, daß dieß nicht nach den Gesetzen der Natur geschah, sondern daß es ein ganz außerordentliches, alle Sinne und alle Naturgesetze übersteigendes Wunder war.

Hierauf kann ich freilich nichts antworten, sprach Oswald, als daß ich glauben würde, wenn

ich selbst ein Wunder sähe! — Da irrest Du sehr, mein Freund! antwortete van den Ulmen; denn nicht umsonst sprach unser Heiland: »Wenn sie dem Moyses und den Propheten nicht glauben, so werden sie auch nicht glauben, wenn Einer von den Todten aufersteht!« Die Pharisäer sahen der Wunder viele, sie erstaunten und erschrocken sogar darüber, ja sie sprachen: »Was thun wir, denn dieser Mensch thut viele Wunder?« und ihr Schluß war: nicht zu glauben, sondern den Wunderthäter zu tödten. Auch Pharaos sah erstaunliche Wunder und blieb nichts desto minder verstockt; und eben dieß war der Fall bei den Tyrannen, die drei Jahrhunderte hindurch die Christen auf unmenschliche marterten. — Wozu sind denn aber die Wunder, wenn sie nicht zum Glauben führen? — Sie sind lebendige Zeugnisse und die Sprache der allmächtigen Gottheit, und überzeugen als solche den Verstand, ohne dem Willen Gewalt anzuthun und ihm die Freiheit zu nehmen; denn nicht Wunder, sondern das übernatürliche Licht der Gnade erleuchtet, um göttliche und übernatürliche Wahrheiten zu glauben und nach denselben zu leben; diese Gnade aber erfleht, wie ich Dir bereits gesagt habe, nur das demüthige Gebet.

Fortschritte.

Partheien, die in dringenden Angelegenheiten zu sprechen hatten, unterbrachen das Gespräch; Oswald ging nachdenklich davon und begab sich indessen zu den Frauen, wo Gespräche ganz anderer Art auf die Bahn gebracht wurden und er ward ganz heiter unter ihnen. Als er jedoch nach dem freundschaftlichen Abendessen auf sein Zimmer kam, da beschloß er, durch die Erfahrung zu erproben, ob das, was er nun oft gehört hatte, auch wahr sei, und versuchte einmal, in Demuth zu beten und Gott um sein Licht zu bitten. Es ward ihm aber aus dem Erfolg ersichtlich, daß sein Gebet nicht leer ausgegangen war. Denn als er am folgenden Tage, der eben ein Sonntag war, zu Tische kam, da empfingen die Damen des Hauses und Adeline ihn mit recht fröhlicher Herzlichkeit; denn sie hatten zu ihrer eben so großen Verwunderung als Freude gesehen, daß er dem ganzen Gottesdienste, der Predigt und dem Amte mit Aufmerksamkeit und Andacht beigewohnt hatte. Auch war er selbst weit sanftmüthiger und herzlicher, als sie ihn seit seiner Rückkehr gesehen hatten; wiewohl ihm noch immer eine gewisse Verlegenheit anzusehen war, wodurch er jedoch den Frauen, wie sie es nannten, interessant wurde.

Alle vermieden heute absichtlich, über religiöse Gegenstände zu sprechen; gegen alle Vermuthung aber fing er nun selbst an, und lobte die treffliche Predigt, zumal die sittliche Parabel, die der Prediger darin vorgetragen hatte. — Da der Justizrath die löbliche Gewohnheit in seinem Hause eingeführt hatte, daß jedes seiner jüngern Kinder ansagen mußte, was sie in der Predigt sich vorzüglich gemerkt, hatten diese sich allmählig zu einer ganz eigenen Aufmerksamkeit gewöhnt. Besonders war dieß der Fall bei seinem jüngern Sohne Otto, der sich dem geistlichen Stande zu weihen gedachte und der mit einem seltenen Gedächtnisse begabt war. Als daher der alte Herr ihn fragte: Otto, wärest Du im Stande, uns diese Parabel zu wiederholen? stand der Kleine alsbald gravitatisch vom Tische auf, stellte sich auf einen Stuhl und wiederholte mit Ton und Geberden fast wörtlich die belobte Parabel, wie folgt:

Fünftes Kabinetstück.

15.

Der öffentliche Schatz.

Es ist ein Königreich in der Welt, dessen König unermesslich reich und so freigebig ist,

daß er nicht nur in der Hauptstadt, sondern in allen Städten seines Reiches, ja sogar in allen Flecken und Dörfern einen öffentlichen Schatzkasten aufstellen und eröffnen ließ, zu welchem alle Unterthanen ohne Unterschied des Ranges und Standes nach ihrem Belieben täglich frei hinzutreten dürfen, um des Geldes sich so viel zu holen, als sie dessen bedürfen. Nun werdet ihr, meine geliebten Zuhörer, wohl leicht erachten, daß diese glückseligen Unterthanen keine Noth kennen und im beständigen Überflusse leben. Sicherlich auch werden Viele aus euch das Verlangen haben, Bewohner dieses glückseligen Landes zu seyn. So werdet ihr auch ohne Zweifel, und zwar mit Recht denken, daß alle prächtig gekleidet sind, den trefflichsten Tisch haben und daß ihre Wohnungen mit Allem geschmückt sind, was nur das Auge ergehen kann. Wie sehr aber werdet Ihr staunen, wenn ich euch nun sage, daß eine sehr geringe Zahl ausgenommen, alle in äußerster Armuth schmachten; daß ihre Häuser zerfallen, daß sie kaum nothdürftig gekleidet und so verhungert und schwach sind, daß sie kaum die Kraft haben, sich mühsam fortzubringen! Dieß wird euch vielleicht unglaublich bedünken, und dennoch ist's die reine Wahrheit. — Aber, werdet ihr sagen, warum gehen sie denn nicht zu dem öffentlichen Schatz und nehmen sich daraus, so viel sie bedürfen? Wissen sie vielleicht nicht, wo derselbe ist, und daß es ihnen

frei steht, zu nehmen, so viel ihnen beliebt? — Dieß ist wohl nicht möglich, denn es vergeht keine Woche, wo nicht der öffentliche Ausrufer des Königs es ihnen laut verkündigte! — So sind also diese Leute selbst Schuld an ihrem äußersten Elende und haben keine Entschuldigung, und verdienen auch kein Mitleid? — So ist es allerdings. — Wenn wir indessen, meine geliebten Zuhörer, diese unglückseligen Unterthanen eines so höchst freigebigen Königs verdammen, sprechen wir unser eigenes Urtheil; denn wir selbst sind die Inwohner dieses glückseligen Landes, das kein anderes als die katholische Kirche ist, worin alle unsterblichen Schätze Christi, unsers Königs, hinterlegt sind; und täglich werden wir eingeladen, daraus zu schöpfen. Was also ist Schuld an unserer Trägheit! Denn eine geringe Anzahl ausgenommen, sind alle Übrigen so arm und so elend, daß man sie auf's innigste bemitleiden müßte, wenn nicht sie selbst die vorzüglichste und freiwillige Ursache ihres Elendes wären! —

Brav! rief Oswald, du wirst einmal ein gewaltiger Prediger werden! Die Mutter küßte den jungen Benjamin, der sich abermal ganz glorreich zu Tische begab und die Parabel wurde nun in allen ihren Theilen zergliedert. Als die Reihe an Oswald kam, zu sagen, was ihn von der Parabel bedünkte, da brach er in plötzliches lautes Gelächter aus; sie drangen in ihn, seine Meinung ganz frei

zu sagen, wäre auch solche noch so abenteuerlich. Nun denn, sprach er, ich dachte mir, und er sah den alten Herrn dabei an; — ja, was ich dachte? — Nun ich dachte, das gäbe ein treffliches Cüjet für Ihr Kabinet! — Über diese Worte lachten nun auch alle Übrigen von Herzen; der Justizrath aber sprach auch lachend, doch halb verlegen: Du loser Schalk Du, hättest Dir wohl noch Anderes und Besseres dabei denken können! — Nun, antwortete Oswald, ich habe mir wohl auch noch so manches Andere dabei gedacht und kommt Zeit, kommt Rath; Rom ward nicht an Einem Tage gebaut!

16.

S c h l u ß.

Von diesem Tage an wurden mancherlei Vorkehrungen im Hause des Justizrathes getroffen, die auf ein nahes, feierliches Ereigniß im Hause deuteten. Oswald's Verhältniß zur Familie ward vertraulicher; denn statt das wohlbekannte ominöse Kabinet zu besuchen, vor dem er großen Respect hatte, sprach er nun um so fleißiger bei den Frauen ein; auch lud van den Ulmen ihn nicht mehr dahin, weil er dasselbe durch seine schönen Bemerkungen verunglimpft hatte; sorgte aber dafür, daß er die trefflichsten Werke aus seiner Bibliothek zu lesen fand, bei welchen er auch halbe Nächte zubrachte. Und Oswald erstaunte: denn er fand darin nicht nur alle Einwendungen, die er selbst ge-

gen alles Heilige aufgeworfen, sondern unzählige andere, welche seichte und gottlose Spötter gegen alles Christenthum, zumal gegen die katholische Kirche gerichtet hatten, auf die gründlichste Weise widerlegt, und sprach mit dem Aaron: Die die katholische Kirche schmähen, kennen dieselbe nicht!« Als der folgende Sonntag erschienen war, da führte er selbst den Neophyten zur heiligen Taufe, und empfing zu großer Erbauung Aller die Sacramente der Kirche mit ihm.

Ein Jahr war verflossen, da kehrten seine Gefährten von ihren Studien in die Heimath zurück, und als sie ihn besuchten, kam er ihnen mit einem holden Knaben auf dem Arme entgegen, grüßte sie treuherzig und hieß die alten Freunde herzlich willkommen. Und sie erinnerten sich an die Tage, die sie in der Ferne miteinander verlebt hatten, und erneuerten beim frohen Becherklange den Bund der alten Freundschaft. Als sie aber ihren Eifer zeigten, das Licht der Aufklärung gemeinsam mit ihm in der geliebten Vaterstadt zu verbreiten, da sprach er zu ihnen: Freunde, wenn es Euch wirklich Ernst ist, aufzuklären, so bitte ich Euch, holet Euch das Licht zu dieser Illumination im Kabinet meines Schwiegervaters; denn ich sage Euch fürwahr, daß die Gewalt desselben alle Irrlichter in die weiteste Ferne jagt. — Und es dauerte nicht lange, so hatte er den Edelsten aus den drei Jünglingen

zu besserer Überzeugung gebracht; an sie schloß sich späterhin auch noch der dritte; der vierte aber, der sich ihnen nicht anschließen wollte, bewarb sich aus Ärger um eine Stelle in einer andern Stadt, und so wirkte das Kleeblatt der Freunde mit ungehörtem Eifer für Fürsten und Vaterland, und es segnete die Stadt die jungen Männer und rühmte sich derselben mit Stolz; da sie nicht nur die öffentlichen Angelegenheiten mit Liebe und treuester Sorgfalt schlichteten, sondern auch Allen mit dem Beispiel friedseliger Freundlichkeit und ungeheuchelter Gottesfurcht vorleuchteten.

Das Riesengrab.

(Altmährische Volksfage.)

Der Riese stand,

Die Keul' in der Hand,
Hoch auf der Maidenburg Zinnen,
Mit trüb umdüsterten Sinnen,
Und wie er lugt in die schauernde Nacht',
Da übergraut ihn der Ahnung Macht;
Ihm ist's, als woll' ihn umschatten
Des Todes kühlig Ermatten.

»Mein Arm wird schwach,
Der Recke sprach,
Der Muskeln tönenden Streichen
Beginnet die Kraft schon zu weichen; —
Und soll, was ich that, wie Lüftchen der Flur
Verschwinden sonder Gedächtniß und Spur?
Verkündet nicht Denkmal noch Mähre
Des Helden Wirken und Ehre?

Nur Kleines stirbt,
Das Große erwirbt

Im Fallen noch Nachruhmes Klänge,
 Erweckend des Barden Gesänge.
 Drum will ich, eh' noch mein Auge erstarrt,
 Nach altherkömmlicher Hünen - Art,
 Für Leben mir und für Sterben
 Ein rühmlich Denkmahl erwerben.

Und er erfaßt

Die Keul' in Hast,

Und wirft mit gewaltigem Sausen

Sie weit durch das nächtliche Grausen.

»Und wo du gestürzt in den bebenden Sand,

»Da soll man erhö'n meines Grabes Rand,

»Es gehe von Munde zu Munde

»Von Reckenstärke die Kunde.«

* * *

Im Osten bricht

Herauf das Licht

Und grüßet mit Todesbleiche

Des Helden riesige — Leiche.

Das edle Herz war im Tode geknickt,

Des Stammes letzte Blüthe erstickt,

Ihn umsteht mit Trauergepränge

Der Diener klagende Menge.

Sie zieh'n hinaus,

Waldein, Waldaus,

Des sterbenden Herren Willen

Trennend noch zu erfüllen.

Sie suchen wohl nah' und suchen fern,
 Die Keule des hochgeliebten Herrn,
 Doch weit in Thal und Gründen
 Kann keiner die Waffe finden.

So werden drei

Der Lage neu,
 Da trifft, wohl fern einer Meile,
 Ein einsamer Knecht die Keule,
 Wo Pulgram steht, der alte Ort,
 Im Boden gewaltig eingeholet,
 Und eilt, nach seinen Pflichten,
 Den Hügel des Herrn zu errichten.

Dort liegt walddab

Das Riesengrab,
 Ein Stolz der heimischen Auen
 Ist es noch heute zu schauen;
 Verfliehet auch die Flachheit schon lange in Staub
 So wird es doch nimmer der Zeiten Raub;
 Noch gehet von Munde zu Munde
 Von Reckenstärke die Kunde.

* * *

Der Red.

In der Gegend von Pulgram zeigt man noch jetzt einen grabähnlichen Erdaufwurf und der Landmann nennt ihn das Riesengrab, wozu er die Sage beifügt, wie sie hier erzählt wurde.

G n o m e n,

im Reiche der Erfahrung gesammelt.

1.

Bewahre dein Herz, daß es nicht zu schnell überwunden werde, sonst wird es zu schwach, um bei der Vernunft Hülfe zu suchen.

2.

Das Herz muß rein von jeder Beschuldigung, von jedem Vorurtheile, von jedem Vorwurfe seyn um reine Freude zu genießen. Nur das Bewußtseyn, nach Recht und Pflicht gehandelt zu haben, gewähret dem Herzen Ruhe.

3.

Sich dessen, was man gethan hat, rühmen, ist eben so wenig weise, als das, was man thun will, voreilig laut werden zu lassen. Prahler werden verlacht, ihre besten Thaten verlieren allen Werth; und Schwächer werden ihre Pläne schwerlich durchsetzen, weil ihnen vom Neide und fremden Interesse entgegen gearbeitet wird.

4.

Unser Leben hat die Bestimmung, sich täglich mehr zu veredeln. Diese Veredlung erzwecken wir durch beständiges Lernen: wir lernen also, um zu leben.

5.

Gott und unsere Brüder lieben, dabei seinen eigenen Werth nicht vergessen, sind die Grundtugenden, wovon alle übrigen stammen. Wer nicht alle ihm zustehenden Haupttugenden sich eigen zu machen, und zu vereinigen suchet, wird, wenn ihm nur eine fehlet, nie auf allgemeine Achtung Anspruch machen können. Wer wird das sonst gebildete Weib schätzen, wenn ihr Treue, Häuslichkeit, Sanftmuth, Bescheidenheit, Mutterliebe fehlen? Wer schätzt den Mann, der zwar weder Trinker, Spieler noch Wollüstling ist, übrigens aber ein beslecktes Gemüth hat? Vereinigung aller Tugenden macht uns erst des Lebens würdig; und ohne Tugend dürfen wir auf keine Dauer des Glückes rechnen.

6.

Der Mann muß sich durch eigene Kräfte so hervorzarbeiten suchen, daß er so wenig als möglich fremder Hilfe bedarf. Er wird es auch durch Kenntnisse und Philosophie dahin bringen, denn seine Stützen werden Weisheit und Duldung seyn.

Der Freund eines Jeden zu seyn, ist nicht möglich; eines jeden Freund zu scheinen, ist eine heuchlerische Gewohnheit, die den, wenn auch sonst gutmüthigen Charakter verdirbt, und ihm einen zweideutigen Anstrich gibt.

8.

Schenkst du Jemanden dein ganzes Vertrauen, in der sicheren Hoffnung, daß man dir Gleiches mit Gleichem vergelte, weil dein redliches Herz darauf Anspruch zu machen glaubt, so untersuche erst genau, bevor du weiter handelst, ob dich deine Hoffnung nicht täuschte. Wird dir dein Vertrauen nicht mit gleichem vergolten, so laß deinen gerechten Schmerz darüber nicht stärker als deine Vernunft oder Geduld seyn. Ist dieser Mangel an Vertrauen ein Mangel an Achtung und Liebe gegen dich, so ziehe dich still und bescheiden zurück; ist aber nur die aus Erfahrung hervorgegangene Furcht, betrogen zu werden, die Veranlassung zu diesem kränkenden Mißtrauen, so ändere deßhalb deine redlichen Gesinnungen nicht; strenge dich vielmehr an, den Argwöhnischen von der Reinheit deines Willens täglich mehr zu überzeugen; handle mit Muth und Entschlossenheit, und erwarte mit Geduld die gewiß noch erscheinende Zeit, wo man deinen Edelmuth mit der dankbarsten Reue erkennt und durch die

aufrichtigste, treueste Anhänglichkeit dir die erlittenen Kränkungen durch unverstellte Freundschaft belohnen will.

9.

Wenn Menschen, die ihren Werth kennen, sich überall betrogen finden, und andere im Glücke steigen sehen, die tief unter ihrer Würde stehen, so erregt sich in ihnen gern der Wunsch, weniger Charakter, weniger Edelmuth zu haben, um auch so glücklich zu werden, wie es die minder Guten zu seyn scheinen. Glaube aber nicht, daß diese minder guten Menschen ein ganz reines Glück genießen; denn ihr Bewußtseyn kann ihrem süßesten Schummer noch die Erinnerung nicht verwehren, daß dieses Glück, in dem sie stolzierend prangen, nur zufällig, oft auf Kosten der besseren Brüder errungen, mit einem Worte kein verdientes Glück sei.

10.

Laß' keinen Bösewicht zur Unzeit merken,
 Daß du ihn kennst; er haßt, Troß seinen Werken,
 Die Tugend nicht und flieht des Lasters Schein. —
 Oft müssen wir aus Klugheit duldsam seyn:
 Wo Tadel Schaden kann, dort schweige lieber;
 Sei blind, stumm, taub, — die Schlange zieht vorüber.

Sich vor allen Thorheiten in Acht nehmen,
ist Annäherung zur Weisheit.

Mit allen Menschen ist leichter zu leben als mit den launischen. Sie haben keinen festen Charakter, wechseln die Freunde wie ihre modischen Kleider, werden leicht Feinde, und sind zu Allem zu bereden. Ihre Gesellschaft ist lästig, weil man ihnen bei jeder Rede den Punkt genau vorstecken muß, wie weit man sie in ihrer Meinung darf gehen lassen, damit die Veränderung ihrer Gesinnungen Niemanden schade. Sie haben keine erprobten Grundsätze, wollen aber doch ihre Meinungen geltend machen, und sind im höchsten Grade Egoisten.

F. G. Engl.

Museum des Mannigfaltigen.

Tarantella.

Die in Neapel erscheinende Zeitschrift: »Omnibus« behauptet, daß der Nationaltanz, die Tarantella genannt, wirklich davon seinen Ursprung habe, daß man in den älteren Zeiten Leute, die von der Tarantel, einer Art giftiger Spinne, gebissen worden waren, so lange tanzen ließ, bis sie, ermattet und in Schweiß gebadet, ohnmächtig zusammenfielen. Wer diese Krisis überstand, war gerettet; doch am Jahrestage des Bisses stellte sich die Krankheit wieder ein und der Patient mußte abermals zur Tanzkur genöthigt werden. — Die Tarantella hat übrigens einige Ähnlichkeit mit der Menuette, einem bei uns sehr bekannten Gesellschaftstanze.

A n e c d o t e.

»Befehlen Sie,« sagte ein Barbier, der einen

Herrn rasirte; zu diesem, »befehlen Sie, daß ich Ihnen den Backenbart stehen lasse?«

Ei freilich, war die Antwort.

»Wie Sie befehlen; ich habe aber die eine Seite schon wegrasirt.«

Körperkraft.

Ein Engländer, Namens Edwards, behauptet, sich überzeugt zu haben, daß die körperliche Kraft eines gesunden Menschen von sieben Uhr des Morgens bis ein Uhr Mittags fortwährend im Zunehmen begriffen sei, von da aber in steter Verminderung abnehme. Sonach würde der Mensch zu Mittag am stärksten, um Mitternacht am schwächsten seyn müssen.

Ein Bäckerladen in Paris.

Hr. Dusaure in der Straße Feydeau zu Paris hat einen Bäckerladen eröffnet, der gewiß seines gleichen sucht. Glasscheiben von drei bis vier Fuß Höhe gestatten den Blick in das Innere, welches mit prächtigen Trumeaux = Spiegeln, Arabesken und Stukador = Arbeiten geschmückt ist, die allerlei symbolische und mythologische Beziehungen ausdrücken. Sollte einst Paris verschüttet werden, wie Pompeji, so wird es, wenn Nachgrabungen diesen Bäckerladen zu Tage fördern, gewiß Niemanden einfals-

len, zu welcher Bestimmung dieses mit beispiellosem Luxus gezierte Lokale gedient haben könne.

Trophäen.

Nach der Schlacht bei Cortrik im Jahr 1302, wo die Flamänder einen bedeutenden Sieg über die Franzosen erfochten hatten, (gewöhnlich kömmt sie unter dem Namen der Schlacht von Gröningen vor) hing man in der Kirche unserer lieben Frauen zu Cortrik siebenhundert Paar goldene Sporen, welche einer gleichen Anzahl von Rittern abgenommen worden waren, als Trophäen auf. Die Flamänder pflegten seitdem jene Affaire mit Stolz nur als den Tag der goldenen Sporen zu bezeichnen.

Eine literarische Lotterie.

Die sämtlichen Schriften des berühmten Chateaubriand kommen jetzt zu Paris in einer neuen Auflage auf Subscripten heraus, welche mit einer Lotterie verbunden ist, in welcher die Subscribenten eine Summe von 180.000 Franken (Gulden) im Gelde oder in Büchern gewinnen können. — Die Werke eines so vorzüglichen Autors sollten indessen solcher Lockspeisen nicht bedürfen, um das Publikum zu interessiren, welchem der innere Gehalt am höchsten gelten muß.

Schreckliche Strafe.

Dem Statthalter zu Quantong (Canton) in China, wurde vor einiger Zeit von seiner Regierung befohlen, zwei Schiffe der Engländer, welche der Kaiser nicht eben besonders liebte, von der See hinwegzublasen, — Da ihm nun dieses nicht gelang, so ist der Unglückliche seiner größten Auszeichnung, des Ordens der Pfauenfeder, beraubt worden. — Eine fürchterliche Züchtigung!!

Theophilantropisten.

So hieß eine Secte, die zur Zeit Napoleon's in Frankreich entstand, und welche durch ihre Lehren das Christenthum ersetzen wollte. Ungeachtet vieler Irrthümer trugen sie doch auch Manches vor, was einer gesunden und vernünftigen Moral angehört, z. B. »Gut ist Alles, was dazu dient, um den Menschen zu erhalten und zu vervollkommen; böse Alles dasjenige, was seine Vernichtung und Verschlechterung zum Zwecke hat.« Pareveillére = Lepaux war der Begründer der Theophilantropie, welche gegenwärtig verdiensterweise vergessen ist.

Mineralien = Reichthum Spaniens.

Die ältesten Schriften erwähnen, wie reich Spanien an Mineralien sei, und die Römer ver-

sorgten sich größtentheils mit Metallen aus dieser Provinz. Im Gebiete von Sevilla und an andern Orten, sind noch jetzt beträchtliche Silberminen und es ist bewiesen, daß die Bleigruben von Alpujarras und der Sierra von Gador in zehn Jahren eine Ausbeute von hundert Millionen Gulden im Werthe geliefert haben. Durch die unglückliche Lage des Landes hat freilich in der neuesten Zeit der Bergbau daselbst bedeutend gelitten.

Die Cholera in Paris.

Diese furchtbare Seuche hat von der dortigen Bevölkerung, welche im Jahre 1831 nicht völlig 800.000 Seelen ausmachte, in nicht ganz drei Monaten 18,402 Personen hinweggerafft, folglich ungefähr 24 vom Tausend. Die nähere Untersuchung hat gezeigt, daß die Krankheit in jenen Stadtvierteln am heftigsten um sich griff, wo die Population am stärksten war, während sie in dem Verhältnisse der geringeren Bevölkerung allenthalben abnahm. So wurde in dem Quartier d'Arcis, wo die Leute am dichtesten gedrängt wohnten, eine Person von 24, im Quartier d'Avoye aber, in welchem die Einwohner am wenigsten zahlreich sind, nur eine Person von 43 eine Beute der Cholera.

M a l e r i.

Der jetzige glorreich regierende heilige Vater, Papst Gregor XVI. ist bekanntlich aus Belluno im Venetianischen gebürtig und seine Vaterstadt hat eine Deputation von vier Honoratioren abgesandt, welche ihm im Namen seiner Landsleute die Glückwünsche zur Besteigung des heil. Stuhles darbringen mußten. Um nun den Moment des Empfanges dieser Abgeordneten zu verewigen, hat der Maler, Peter Paolerti, ein großes Gemälde verfertigt, worauf jene denkwürdige Scene mit täuschender Genauigkeit und Portrait-Ähnlichkeit der anwesenden Personen dargestellt ist. Dasselbe gehört unter die vorzüglichsten Kunstwerke unserer Zeit und wurde am 14. Mai d. J. in dem sogenannten Gregorianischen Seminario zu Belluno, mit einer langemessenen Feierlichkeit aufgestellt, so daß fortan das Gedächtniß des hohen Landesgenossen der Stadt auf eine würdige Weise erhalten seyn wird.

L i t e r a r i s c h e s.

Von der, durch den verdienstvollen vaterländischen Schriftsteller, Hrn. Adolph Schmidl durchaus umgearbeiteten und vermehrten neuen Auflage von J e n n y's »Handbuch für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate« ist nunmehr der zweite

Band, das Reisehandbuch durch das Königreich Ungarn mit den Nebenkändern und Dalmatien, nach Serbien, Bukarest und Constantinopel, erschienen. Es ist in diesen Blättern viel Günstiges, Ehrenvolles über den ersten Band gesagt worden, und sehr schmeichelhaft erscheint es für den Jugendfreund, »daß der Hr. Verfasser hier mit besonderer Anerkennung von dem Nutzen spricht, welchen er aus den in diesen Blättern enthaltenen Bemerkungen gezogen; dem Autor selbst gereicht es zur großen Ehre, daß er, gegen die Gewohnheit der Hrn. Schriftsteller, welche über jede Bemerkung empfindlich werden, im Gegentheile darauf Rücksicht nahm und folglich erkannte, daß sie bloß den Nutzen der guten Sache im Auge hatten. Was das Reisehandbuch in Ungarn selbst betrifft, so ist das Jenny'sche Werk von jeher wegen seiner Gediegenheit sehr geschätzt worden und durch die Bestrebungen des Herrn Schmie dl, welcher mehrere Reisen zum Behufe seiner Arbeit unternahm, hat dasselbe nunmehr so wesentlich gewonnen, daß man es ohne Anstand zu dem Vorzüglichsten rechnen kann, was über dieses Land existirt. Die Bestimmung dieser Blätter gestattet uns keine umfassende Kritik dieser literarischen Neuigkeit; wir beschränken uns deshalb darauf, sie als eine sehr werthvolle, belehrende und nützliche Lektüre anzuempfehlen; wer irgend etwas Erschöpfendes über Ungarn lesen will, wird

schwerlich ein Buch finden, in welchem er seine Wißbegierde auf eine entsprechendere Weise befriedigen könnte, wozu der frische pikante Ton der Darstellung nicht wenig be trägt. — Die Auflage ist sehr gut.

Der Herr Vetter der Brautleute, und der Herr Vetter der Todten.

Unter diesen Benennungen existirten in Paris vor einiger Zeit zwei Originale, welche ungeladen und unaufgefordert sich zu allen Hochzeiten und Beerdigungen drängten und an den dabei Statt findenden Festlichkeiten Theil nahmen, als ob sie zur Familie gehörten. Sie trieben ihr Wesen lange Zeit mit Erfolg, plötzlich aber verschwanden Beide; durch Nachforschungen brachte man endlich heraus, daß der Herr Vetter der Brautleute ein Unverschämter war, der sich auf fremde Kosten füttern und unterhalten wollte, während der Herr Vetter der Todten als ein Unglücklicher erkannt wurde, dem sein Arzt wegen einer Gemüthskrankheit Bewegung durch Fahren anbefohlen hatte, welche sich zu verschaffen seine Armuth nicht gestattete, was ihn veranlaßte, sich allen Leichenzüge anzuschließen und mit denselben nach dem Kirchhofe zu fahren. Nach der Bestattung entfernte er sich jederzeit sehr bescheiden.
